Der
Chevalier von Estagnol.

Von

Marquis von Foudras.

Aus dem Französischen

von

Dr. Engel.

Vierter Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1854.
Hartleben's Verlags-Expedition.

I.

Die drei d'Estagnols.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Grenadiere, welche den Adjutanten Hoche begleiteten und ihn in seiner edlen und muthigen Unternehmung unterstützt hatten, folgten seinem Beispiele mit jener freudigen Spontanäität des französischen Soldaten, die ihm so rasch alle, wenn auch noch so wenig zum Vertrauen geneigte Herzen gewinnt.

Im Nu hatten sie die wackern Garden umrungen, umarmt, sie ihres tapfern Benehmens halber beglückwünscht; alles dies geschah mit Wärme, Offenheit, mit jener militärischen Brüderlichkeit, die sich oft in der rührendsten Weise mitten im blutigsten Gemetzel kund gibt.

Der Augenblick war indeß nicht sehr geeignet, um sich über das Vorgefallene zu besprechen. Was hätte man auch übrigens Sonderliches einander zu sagen gehabt, nachdem man bereits den auf dem Schlachtfeld von Fontenoy geleisteten Dienst ins Gedächtniß zurückgerufen hatte, der in so zarter Weise die Aufopferung der Einen motivirte und es auch ganz natürlich erscheinen ließ, daß diese

von den Andern auch alsogleich mit vollem Vertrauen entgegengenommen wurde.

Während die Grenadiere nun die verwundeten Garden verbanden, welche nicht hatten gestatten wollen, daß man sich um sie kümmere, so lange die Gefahr fortdauerte, zog Hoche Robert bei Seite, um ihn von der Lage der Dinge in Kenntniß zu setzen.

Er wollte damit beginnen, um dann dem jungen Offizier und den Tapfern, die sich mit ihm einem sichern Tode geweiht hatten, um so sicherer begreiflich zu machen, daß ihre Gegenwart im Palaste nicht mehr nöthig sey, ja daß sie sogar zu neuen Unordnungen Veranlassung geben könnte.

Mit kurzen Worten, wobei er es voll Zartgefühl vermied irgend eine persönliche Ansicht geltend zu machen, sagte er ihm daher, der Friede scheine für einige Zeit zwischen Hof und Volk gesichert zu seyn. Die Bedingungen dieses Friedens waren die Abreise des Königs und seiner ganzen Familie nach Paris, wo sie in Zukunft verbleiben sollten; die königliche Sanction für die berüchtigten Decrete der Nationalversammlung, unter denen sich auch die Erklärung der Menschenrechte befand, endlich die Annahme der dreifarbigen Cocarde für die Garden, welche sich überdies in ihre verschiedenen Garnisonen zurückziehen sollten, das einzige directe Mittel, um die Canaille zu überzeugen — die eigenen Worte Hoche's — daß der König der Nationalgarde nicht mehr mißtraute. In Folge dieser Uebereinkunft wurde die Königin, als sie sich an einem Fenster zeigte, mit Enthusiasmus von der Menge begrüßt; die durch dieses Resultat befriedigten guten Bürger zerstreuten sich in der Stadt, um die bereits bedeu-

tend beschwichtigte Volksaufregung gänzlich zur Ruhe zu bringen.

Hier und da kam es wohl noch zu einigen Unordnungen; an den meisten Orten aber schien die Pariser Nationalgarde entschlossen, jeden Exceß in energischer Weise niederzuhalten und auch für die Zukunft nicht dulden zu wollen. Die gänzliche Wiederherstellung der Ruhe konnte demnach als etwas sicher Bevorstehendes betrachtet werden.

So erzählte Hoche.

Robert verhehlte sich nicht, daß ein solches Verfahren der Selbstmord des Königthums Ludwig XVI., vielleicht der Todesstoß für die Monarchie sey; er ahmte jedoch das edle Zartgefühl seines Befreiers nach und unterdrückte den Schmerz, den ihm diese doppelte Katastrophe verursachte; er beschränkte sich darauf, Hoche auf's wärmste für den Dienst zu danken, den er ihm geleistet hatte, als er seine Waffengefährten einem sichern und entsetzlichen Tode entriß.

»Auf Ehre, Herr Chevalier, Sie können überzeugt seyn,« antwortete Hoche, »mir seit gestern Abend Sorgen genug gemacht zu haben; ich wußte, daß Sie sich hier befanden, ohne jedoch der Art und Weise sicher zu seyn, in der ich zu Ihnen gelangen könnte.«

»Auch Sie,« entgegnete Robert, »waren für mich ein Gegenstand der Unruhe und Besorgniß, da ich wohl wußte, Sie würden mir beizustehen suchen, sobald Sie nur Kunde von meiner gefährlichen Lage erhielten . . . Meine armen Cameraden . . .« fuhr er fort, indem er sich eine Thräne abtrocknete, »die im Kampfe erlagen; ach! warum haben diese nicht auch gerettet werden können! Was für Männer hat Frankreich in ihnen verloren!«

»Sprechen Sie mir nicht davon, Herr Chevalier!« versetzte Hoche mit düsterer Lebhaftigkeit, »meine Wange glüht ohnedies bereits vor Scham und Wuth kocht in meinem Herzen! Man will die Freiheit begründen und beginnt mit der Entehrung derselben; man spricht von Gerechtigkeit, von Humanität, von socialer Regeneration und begeht Verbrechen, gleich wahnsinnig gewordenen Wilden! . . . Aber lassen Sie uns aufbrechen! Mir brennt der Boden unter den Füßen! mich drängt es irgendwo hinzukommen, wo die Erde nicht blutgetränkt ist!«

Während dieser Unterredung der beiden Freunde hatten die Grenadiere aus in Eile herbeigeschafften Matratzen und langen, von den in die Flucht geschlagenen Mördern zurückgelassenen Piken eine Art von Tragbahre gemacht, auf welche Guérould und Durepaire, beide sterbend, gelegt wurden. Ihre Cameraden umgaben sie, die Grenadiere bildeten rings um sie her ein Quarré, um sie während des Transportes erfolgreicher schützen zu können. Nachdem diese Anstalten getroffen waren, setzte sich der Zug nach der Gardencaserne in Bewegung, wo er, in Folge der entschlossenen Haltung Hoche's und seiner Gefährten, deren edles Benehmen sich inmitten der noch gefährlich gährenden Insurrection keinen Augenblick änderte, ohne weitere unangenehme Bewegung anlangte.

Wenn aber auch der Zug aus dem Schlosse in die Caserne von keiner materiellen Gefahr für die treuen Diener der Monarchie begleitet war, so erweckte er doch in ihrer Seele alle Schmerzen ihrer langen, moralischen Agonie wieder, deren lastende Wucht sie im Moment ihrer wunderbaren Befreiung einen Augenblick lang abgeschüttelt hatten. Die allwärts triumphirende Revolte machte sich in Freuden-

ausbrüchen Luft, die nicht weniger unheimlich waren, als die vor so kurzer Zeit erst gestillte Wuth. Siegesgesänge wurden überall gehört, überall die monströsen Trophäen einer Schlacht umher getragen, in welcher eine Handvoll Männer, an die ihr Monarch die Bitte gerichtet hatte, sich nicht zu vertheidigen, unter den Streichen unzähliger, dem Mitleid unzugänglicher Mörder gefallen waren. Der Anblick der Stadt Versailles war ein ungemein betrübender, wenn er auch kein Interesse für diese dumme und undankbare Stadt einzuflößen vermochte, welche jetzt erst zu begreifen begann, daß sie ihren eigenen Ruin herbeigeführt hatte, während sie früher blos der Ansicht gewesen war, einen Hof gedemüthigt zu haben, von dessen Freigebigkeit sie lebte und der sie mit dem Wiederscheine seines Glanzes schmückte. Fast hatte es den Anschein, als trüge sie bereits die Schmach ihrer Schuld und die Trauer um ihre verblichene Herrlichkeit, die nie mehr wiederkehren sollte. Die Einwohner verschlossen sich in ihren Häusern; so wenig Vertrauen hatten sie bereits zu ihren Pariser Brüdern, denen sie gestern noch entgegen geeilt waren; durch die Spalten der sorgsam geschlossenen Fensterladen blickten sie auf die mit Blut überschwemmten Gassen, auf die majestätischen, durch die Orgien des Pöbels besudelten Alleen, der zuerst vom Weine, dann aber von der Fülle der Verbrechen trunken gewesen war, auf ihre Hôtels, welche von der Aristokratie verlassen worden, deren Verschwendung man nun eben so wenig mehr ausbeuten konnte, als man ihre Eleganz fortan nachzuäffen vermochte, auf den Palast, aus dem das Königthum auszog, um nur mehr besuchsweise wieder zu kommen und sich darüber zu verwundern, daß es je Könige gegeben

hatte, die mächtig genug gewesen, um es wagen zu können, ihren Wohnsitz inmitten so vieler Wunder aufzuschlagen.

Wir hätten zu den zahlreichen Memoiren aus jener Zeit unsere Zuflucht nehmen und diese Schilderung viel ergreifender gestalten können; dem Leser sind jedoch bereits genug Gräuelscenen vorgeführt worden und er bedarf einiger Ruhe, ehe er dem Schluß des ersten Actes jenes scheußlichen Dramas beiwohnen soll, das den Titel führt: französische Revolution.

Vor dem Eingange der Caserne schieden die Grenadiere von den Garden, nachdem sie noch Versicherungen der Dankbarkeit und Freundschaft ausgetauscht hatten, die beiderseits vollkommen aufrichtig gemeint waren.

In tiefer Bewegung umarmten sich Robert und der wackere Hoche; sie verhießen einander, sich gegenseitig, sobald es nur die Umstande 'gestatten würden, aufsuchen zu wollen.

Die erste Person, die dem Chevalier in der Caserne entgegen kam, war der alte Valery, der schluchzend seine Hände faßte und sie mit Küssen bedeckte. Gleich auf die erste Nachricht von den Metzeleien war er hieher gekommen, nachdem er zuvor vergebens versucht hatte, in das bereits besetzte Schloß zu dringen, das aber Jedem unzugänglich blieb, der nicht das Losungswort des Verbrechens kannte. Mit gebrochener Stimme schilderte er Robert alle Gräuelscenen, von denen er Zeuge gewesen war, alle Seelenangst, die er ausgestanden hatte; dann beschwor er ihn, so lange nicht nach Paris zurück zu kehren, als die Stadt in der Gewalt des Pariser Pöbels seyn würde, da man trotz des beschwornen Friedens noch immer alle königlichen Garden erwürgte, die sich ohne Nationalgardebedeckung

in den Gassen sehen ließen; selbst dieser Schutz war nicht immer zureichend.

Diese schmerzliche Mittheilung war in allen ihren Details nur zu wahr. Fast in jedem Augenblicke brachten die Grenadiere von dem Elitebataillon Lafayette's zahlreiche blutbedeckte und verstümmelte Garden herbeigeführt, die sie nur nach ernstem, mittelst Flintenschüssen geführten Kampfe den Mördern und dem gewissen Tode zu entreißen vermocht hatten. Die Caserne war von Verwundeten überfüllt, obwohl man eine große Anzahl bereits in die Spitäler gebracht hatte; während des Transportes hatte man sie in Civilkleider hüllen müssen, um sie den Tigern zu entziehen, die selbst in der Nähe der Krankenhäuser umher irrten, um die Sterbenden zu erwürgen. Im Casernenhofe lagen zwei Leiber ohne Kopf; es waren die Körper Varicourt's und Deshuttes. Andere Leichname, die man ihren Henkern nicht zu entreißen vermocht hatte, dienten den Weibchen derselben zum Spielwerke, diesen süßen, gleichzeitig ernsthaften und doch neckischen Geschöpfen, welche an den noch warmen Cadavern nach den verborgensten Geheimnissen der männlichen Schönheit spähten; übersatt geworden der Lebenden während einer vierundzwanzigstündigen unausgesetzten Orgie, bedurften sie der Todten, um ihre Instincte wieder wach zu rufen. Die Gruppen, welche die Stadt durchzogen und denen als Standarte ein auf einer Pike gespießtes Haupt voran getragen wurde, blickten verachtungsvoll auf die Banden, welche bescheidener sich blos ein von einem Bajonett durchstochenes Herz vortragen ließen. Einander begegnende Freunde tauschten noch zuckende Gliedmaßen gegen einander aus; man beschenkte sich mit zerrissenen Fleischstücken; man

machte sich gegenseitig auf die Orte aufmerksam, an denen die schönsten Leichen lagen. Vor dem vergoldeten Gitterthor, durch welches der Wagen des gefangenen Königs fahren mußte, lag ein prachtvoller Todter, den drei Damen zu ihrem Divan erkoren hatten. Das liebenswürdige Trio fraß rohes Fleisch vom Leichnam eines neben seinem Herrn gefallenen Rosses. Derselbe Schuß hatte beide getödtet. Sie waren wohl vollgepfropft mit Speisen in Folge der Freigebigkeit des Herzogs Louis Philipp Joseph von Orleans; sie wollten aber den guten, leichtgläubigen Ludwig XVI. glauben machen, der Hunger allein habe sie zur Empörung getrieben; eine naive List des Verbrechens, die von den Schlauen belacht wurde und nur die damals eben so wie heute zahlreiche Race der Einfaltspinsel und Feiglinge rühren konnte.

Robert konnte Valery um so leichter das Versprechen geben, sich nicht unnützen Gefahren in der Stadt preiszugeben, als er sich vorgenommen hatte, in der Caserne die Befehle abzuwarten, die ihm ohne Zweifel noch vor der Abreise des Königs nach Paris gegeben werden mußten. Er dachte, was auch mit der Ansicht seiner Cameraden übereinstimmte, daß die Garden den königlichen Zug wenigstens bis Sèvres escortiren würden, was auch bei Gelegenheit des ersten Besuches geschehen war, den Ludwig XVI. der souveränen Revolution nach Erstürmung der Bastille abgestattet hatte.

»Sie können ruhig seyn, lieber Valery,« sagte der Chevalier, »ich werde mich von hier nicht wegbegeben, außer im Dienste des Königs und mich auch dann nicht unnützer Weise bloß stellen. Da Sie jedoch das Glück haben, nicht verdächtig zu seyn und einen Rock zu tragen, mit dem Sie

überall passiren können, so thun Sie mir den Gefallen, zu meinem Bruder dem Grafen zu gehen. Sagen Sie ihm, daß ich noch lebe und zu wissen wünsche, wie es ihm geht.«

»Ich will hoffen, daß ihm nichts Unangenehmes begegnet seyn wird,« antwortete Valery mit dem Tone geheimer Unruhe.

»Wissen Sie vielleicht etwas?« fragte der schnell besorgte Robert.

»Nein, Herr Chevalier,« stammelte Valery.

»Sagen Sie mir die Wahrheit,« versetzte Robert; »ich sehe deutlich, daß Sie mir etwas Unangenehmes verbergen.«

»Ich schwöre Ihnen, Herr Chevalier, daß ich nichts Besonderes bezüglich des Herrn Grafen erfahren habe; blos ein Gerücht circulirt, daß man mehre Hôtels in der Satorygasse unter dem Vorwande geplündert habe, daß dort Gardeoffiziere wohnten, ich fürchtete nur, daß der Herr Chevalier, falls Sie hiervon in Kenntniß gesetzt würden, sich vielleicht mit eigenen Augen überzeugen ...«

»Ich würde es gewiß thun, wenn es mir freistände, mein Leben für ein persönliches Interesse in die Schanze schlagen zu dürfen,« antwortete Robert, »so lange sich aber der König in Gefahr befindet, ist es seinen Garden nicht gestattet, auf eigene Faust unbesonnen zu seyn. Gehen Sie daher zu meinem Bruder, guter Valery. Bitten Sie ihn, mich seine Pläne wissen zu lassen; sollte er vielleicht die Absicht haben sich hieher zu begeben, so machen Sie ihn abwendig von so nutzloser Verwegenheit. Noch eins; im Zurückgehen holen Sie mir aus meiner Wohnung eine andere Uniform, Wäsche für mehre Tage und alles Geld, das Sie in meinem Schreibtische finden werden, dessen Schlüssel ich Ihnen hier gebe. Klugheit und Eifer, mein

guter Valery, so lautet die Losung. Sollten wir bei Ihrer Rückkehr bereits mit dem König abgezogen seyn, so werden Sie mir in meiner Postchaise nach Paris nachfolgen und mich im Hôtel de Pologne erwarten.«

Während der Abwesenheit des alten Kammerdieners sollten die unglücklichen Garden einen schrecklicheren Schlag erfahren, als es bisher noch der Fall gewesen war. Der König ließ ihnen sagen, er sey entschlossen, der Pariser Nationalgarde einen eclatanten Beweis seines Vertrauens zu geben und wünsche daher, nur von dieser escortirt zu werden; nichtsdestoweniger werde es ihm Vergnügen machen, wenn einige seiner getreuen Garden sich dem Zuge anschließen würden; dieses könne jedoch nur unter der Bedingung geschehen, wenn sie ihm einen neuen Beweis ihrer Aufopferung geben, die Nationalcocarde aufstecken und die Waffen ablegen würden. Der König betrachtete dieses Opfer als unerläßlich für die Ruhe seines Volkes und als ein Unterpfand aufrichtiger Versöhnung mit demselben.

Diese Mittheilung, die in so sichtlicher Weise den Stempel beklagenswerther Schwäche trug, die sich in allen Handlungen des Hofes seit vierundzwanzig Stunden kundgegeben hatte, wurde zuerst mit düsterem Schweigen aufgenommen, das nur allzudeutlich die Verzweiflung und die Entrüstung beurkundete, die sie in Aller Gemüth hervorrief. Nun ereignete sich, was bis dahin noch nie in den Reihen dieser treuen und ergebenen Truppen statt gehabt hatte; man murrte mit unerhörter Heftigkeit. Dieselben Männer, die es ganz natürlich gefunden hatten, daß sie dem Tode geweiht worden waren, wollten nicht zugestehen, daß man das Recht hätte, von ihnen Dinge zu verlangen, die ihrer Ehre zuwider liefen und ihre Würde verletzten.«

»Man lasse uns bis auf den letzten Mann todtschlagen,« riefen sie, »wenn dies nöthig ist, um dem Volke eine Genugthuung zu geben; man zwinge uns aber nicht, als lebende Opfer hinter dem Triumphwagen dieser Revolution einher zu ziehen, welche unsere Brüder in so niederträchtiger Weise ermordet hat.«

Mehre Garden zerbrachen ihre Waffen; Andern mußte man sie mit Gewalt wegnehmen, da sie Miene machten, sie gegen sich selbst zu gebrauchen; noch Exaltirtere verließen, ohne sich warnen zu lassen, die Caserne, auf die Gefahr hin, erwürgt zu werden, welches Schicksal auch mehre ereilte.

Robert, seinem Instinct nachgebend, der ihn nur selten täuschte, beging nicht den Fehler, Gehorsam und Ruhe inmitten des ersten Ausbruches einer nur allzugerechten Unzufriedenheit zu predigen. Er zog es vor zu warten, bis die aufbrausenden Geister sich einigermaßen beruhigt haben würden, ehe er sich an sie wendete, an Herzen, deren Treue und Selbstverläugnung er als unerschütterlich erkannt hatte. Als der rechte Augenblick herangekommen war, verlangte er von ihnen nicht alsogleich stoische Ergebung in das Opfer, das man von ihnen verlangte; er schilderte ihnen aber in der rührendsten Weise das Vertrauen des armen Königs, der so sehr an ihre Liebe glaubte, daß er sie sogar aufforderte, seinethalben das Haupt vor dem Volksorkan zu beugen. Als er endlich die Rührung der Gemüther aus den Augen dieser wackern Männer las, rief er aus:

»Meine Herren, ich weiß nicht, welche Sprache ein

anderer Ihrer Offiziere führen würde, wenn er in diesem Augenblicke an meinem Platze hier stünde; in meinem Gewissen aber spricht eine Stimme, die mir zuruft, daß Sie, falls Sie sich der Befehle und Rathschläge in dieser so zarten Sachlage enthalten würden, in der Jedermann sein eigener Rathgeber seyn muß, doch gewiß nicht zögern würden, persönlich der Aufforderung des Königs nachzukommen. Ich fühle im Voraus den Schmerz, den diejenigen empfinden werden, die sich dieser Prüfung unterziehen müssen; überzeugt bin ich aber auch, daß der Anblick der großartigen Selbstopferung der königlichen Majestät Sie ihre eigene Erniedrigung als Kleinigkeit wird ansehen lassen. Wer könnte noch des eigenen armseligen Stolzes gedenken, wenn der Abkömmling des heiligen Ludwig, Heinrich IV. und Ludwig XIV. den seinigen vergißt, in der Hoffnung, daß dieses Opfer seinen irre geleiteten Unterthanen den Frieden wieder geben werde? Wer wird sich noch weigern, ihn in der heiligen Aufgabe zu unterstützen, die er sich auferlegt hat, nemlich die Menge zu erweichen, in deren Händen durch mehre Stunden das Leben seiner Frau und seiner Kinder liegen wird? Und die Königin! Die so stolze Königin! gibt sie sich nicht auch dazu her, ihre Stirn vor der triumphirenden Revolte zu beugen? Und wir sollten noch an uns selbst denken, wo so große Herzen sich opfern! Und wir sollten erröthen, diesem Königthume nachzufolgen, das den Calvarienberg ersteigt für Frankreichs Wohl? Nein, meine Herren, das kann ich nicht glauben und ich lese aus Ihren gerührten Blicken . . .« Hier wurde Robert durch ein Murmeln unterbrochen, das keinesfalls demjenigen glich, das die Botschaft des Königs hervorgerufen hatte. An die Stelle des Zornes und Tadels waren Sympathie und Mitleid getre-

ten; die einen Augenblick lang verletzt gewesene Eigenliebe sah sich sehr niedrig gestellt Angesichts dieser erhabenen Entsagung der königlichen Familie; einmüthig wurde nun beschlossen, daß die Garden dem König theils in Uniform und zu Pferde, aber ohne Waffen, theils in Civilkleidern unter der Menge vertheilt, um ihren Enthusiasmus rege zu halten, folgen sollten. Robert verpflichtete sich, an der Spitze der ersten einher zu ziehen, die sich derart gruppiren sollten, daß man sie nicht für eine Bedeckung halten könnte. Bezüglich der Nationalcocarde kam man überein, sie erst im Augenblick des Aufbruchs aufzustecken; diese Concession sollte erst im letzten Augenblicke bindend seyn.

Was war nun während dieser Zeit aus den Oberoffizieren der Garden geworden, deren nicht einer, wie es Robert gesagt hatte, sich in der Caserne befand? Sie legten durch ihre Abwesenheit Protest gegen die Capitulation des Königthums ein. Sie theilten fast sämmtlich die glühenden Ansichten des Grafen d'Estagnol und hatten beschlossen, ihren Degen zu zerbrechen, falls man ihnen nicht gestatten würde, denselben aus der Scheide zu ziehen. Die Emigration, diese unselige Eingebung blinder Loyalität, hatte bereits begonnen, dieses letzte Rettungsbret im Schiffbruch der Monarchie, der auf die winzigen Verhältnisse einer Partei reducirte Loyalismus, der nicht mehr als Ausdruck einer Nationalansicht angesehen werden sollte.

Noch war dieser unheilvolle Entschluß nicht in positiver Weise bekannt geworden, obwohl seit gestern in reger Weise davon die Rede war; für Robert sollte sie bald zur vollendeten Thatsache werden.

Der von seiner Sendung zurückgekehrte Valery meldete seinem Herrn, es sey dem Grafen Amaury d'Estagnol nichts

Unangenehmes widerfahren; im Gegentheil brachte er ein Schreiben desselben, das er von seinem Kammerdiener erhalten hatte.

Valery zog bei diesen Worten einen seiner Schuhe aus, aus dem er ein kleines Packet nahm, das er seinem Herrn übergab, den er gleichzeitig um Vergebung bat, aus Vorsicht das Packet an diesem Ort aufbewahrt zu haben.

Der Chevalier beeilte sich das Siegel zu erbrechen, da er in diesem Augenblicke um Niemanden so sehr als um Amaury besorgt war.

Schon aus den Schriftzügeu ließ sich die gewaltige Aufregung entnehmen, die aus den Zeilen sprach.

Der Graf hatte Nachstehendes geschrieben:

Versailles, den 6. October 1789, um 2 Uhr Morgens.

»Mein Bruder, ich habe Dir gesagt, daß ich abreisen werde und ich reise ab. Wenn Du diesen Brief erhältst, bin ich bereits fern von Dir, da ich fest entschlossen bin, den Kopf nicht umzudrehen, so lange ich noch hinter mir heulen höre: Es lebe die Nation!

»Es erfaßt mich nichtsdestoweniger ein Gefühl tiefer Trauer bei der Ausführung dieses Entschlusses, den ich nur nach schwerem Kampfe mit mir selbst gefaßt habe; definitiv vermochte ich mich erst dann zu entscheiden, als ich fühlte, ich würde wahnsinnig werden, wenn ich noch längere Zeit dem zermalmenden Anblick einer Erniedrigung der königlichen Majestät und der Vernichtung alles dessen beiwohne, was der souveränen Autorität Größe und Kraft verleiht. Was sollte ich auch anders beginnen, Robert? ich verstehe nur zwei Arten von Beruf, die beide heut zu Tage in Frankreich gleich unnütz und gefährlich sind: ich bin

Royalist und Edelmann. In Folge meines Standes ist mein Leben täglich gefährdet; meine politische Gesinnung darf ich nach dem Willen unseres Gebieters nicht einmal zur Selbstvertheidigung mit dem Degen bethätigen. Gott aber, der mir den gewöhnlichen Muth verliehen hat, welcher hinreicht, um mit den Waffen in der Hand zu sterben, hat mir jene Art von Muth versagt, die man braucht, um den Tod mit verschränkten Armen erwarten zu können; es hat nicht jeder den Stoff zum Märtyrer in sich.

»Ich weiß nicht, ob ich Recht oder Unrecht habe; überzeugt bin ich aber jedenfalls, daß es nur mehr ein Mittel zur Rettung des Königthums gibt: die Royalisten müssen dem Einflusse der erbärmlichen Politik entzogen werden, die man hier adoptirt hat. Beharren sie aber darauf, in der Umgebung dieses unglücklichen Königs zu bleiben, der sich zum demüthigen Diener der Revolution gemacht hat, so werden sie zuletzt mit ihm der Ansicht seyn, die Revolution könne nur dadurch besiegt werden, daß man ihr in allem den Willen thut, das wird sie aber nicht davor schützen nach einander erwürgt zu werden; wird man dann, was früher oder später der Fall seyn wird, wieder ein Frankreich mit gesundem Menschenverstande herstellen wollen, so werden sich nur Schurken finden, um das Land zu bevölkern. Sollte eine solche Demüthigung wirklich meinem Lande vorbehalten seyn, so möchte ich es lieber von der europäischen Karte gestrichen wissen.

»Ich werde mich zu jenen Prinzen begeben, die so wie ich denken. Ich weiß nicht, ob sie große Politiker sind; darum kümmere ich mich aber auch seit dem Tage nicht, an welchem sie mir die Ehre angethan haben, mir sagen zu lassen, man müsse sich bis aufs äußerste gegen die Elenden

schlagen, welche sich anmaßen, dieses schöne Königreich, das der französische Adel mit seinem Degen zusammen gesetzt und mit seinem Blute getränkt hat, nach ihrer Weise zu regieren. Wir werden vielleicht im Beginne nur Wenige seyn; Du kannst aber überzeugt seyn, mein Bruder, daß noch vor Ablauf weniger Monate tausende wackerer Edelleute sich an der Grenze vereinigen werden, um geschaart um die alte Standarte der Monarchie den Kampf zu beginnen. Unterliegen wir, so sind wir mit Ehren unter dem schönsten Leichentuche gefallen. Hier aber können wir nur Schmach ernten; nur Beschimpfung und Schande erwarten; ich aber fühle keine jener Tugenden in mir, die zur Ertragung solcher Prüfungen unumgänglich nöthig sind.

»Ich weiß wohl, daß mir das Exil auch Leiden bringen wird; ich fühle jedoch, daß sie mir süß im Vergleich mit den Torturen erscheinen werden, die ich seit den letzten vierundzwanzig Stunden durchgemacht habe. Ich hatte gehofft, daß der in seinem letzten Zufluchtsorte bedrängte und zur Ueberzeugung gelangte König sich endlich entschließen werde, den Degen zu ziehen; als ich ihn aber sich ohne Kampf ergeben und die Niederlage noch ohne einen einzigen Versuch zum Widerstand annehmen sah, da wurde mein Herz von einem Schmerz ergriffen, Angesichts dessen jede spätere Pein erträglich seyn wird. Vergib mir, mein Bruder, eine solche Sprache in dem Momente zu führen, der mich von Dir, den ich so sehr liebe, trennt.

»Ich werde Dich nicht tadeln, weil Du meinem Beispiele nicht nachfolgst. Ich bin nur Aristokrat und Royalist; Du aber bist Royalist und Patriot; diese Eigenschaft legt Dir andere, als die mir obliegenden Pflichten auf. Es ist nicht meine Schuld, wenn ich das Vaterland als eine Art

von Abstraction betrachte, für die ich unmöglich in Leidenschaft gerathen kann, wenn ich in der Freiheit einen Traum oder eine Lüge erblicke, je nachdem Jene, die mit mir von ihr sprechen, Einfaltspinsel oder Schlauköpfe sind, wenn ich in den sogenannten Reformatoren unserer Zeit nur elende Ehrgeizige gewahre, welche die bestehenden Mißbräuche nur abgeschafft wissen wollen, um im eigenen Interesse andere an ihre Stelle zu setzen. Für mich ist es ein Glaubensartikel, daß dieses Land, man möge thun, was man wolle, zur Monarchie und zum Despotismus zurückkehren muß. Darum, mein Bruder, will ich mich Jenen anschließen, die sich jetzt schon anschicken, dagegen anzukämpfen, daß man uns eine Gelegenheitsmonarchie fabricire, die dem ersten besten Despoten zu Gute kommen wird. Ich kann es Niemanden, als einem Bourbon — und Du weißt, wen ich mit diesem Worte meine — gestatten, der absolute Gebieter über einen d'Estagnol zu seyn.

»Thue mir die Ehre an, mein Bruder, und halte mich weder für einen stolzen Dummkopf, noch für einen Menschen, der für das allgemeine Unglück kein Mitgefühl hat. Ich habe aber in den Seelen derjenigen gelesen, die an der Spitze unserer angeblichen socialen Regeneration stehen, und die Gewißheit erlangt, daß sie, falls sie triumphiren sollten, noch mehr Unglückliche machen und noch mehr Leute betrügen werden, als dies je unter der Verwaltung, welche sie vernichten wollen, der Fall war. Werden uns Verbrechen, Laster und Albernheit, die sämmtlich der Herzog von Orleans, Mirabeau und Lafayette repräsentiren, werden sie uns das goldene Zeitalter geben? Ich glaube es nicht und Du glaubst es eben so wenig. Nicht der Triumph

des Volkes ist es, den ich fürchte, ich zage vor dem Triumph der Mittelclasse, dieser niederträchtigen, egoistischen, räuberischen, alles höher Stehende beneidenden, alles tiefer Gestellte verachtenden Race, die kein Herz hat und keine Würde, deren ganze Politik darin besteht, daß sie die Kleinen gegen die Großen hetzen, um sich der einen zur Plünderung der andern bedienen zu können. Ein aus solchem Morast hervorgehender Adel wäre die schlimmste aller Calamitäten. Darum muß die alte Aristokratie ihre Privilegien, selbst wenn sie Mißbräuche wären, vertheidigen. Wer weiß, ob ich, indem ich so zu Dir rede, nicht ohne mir dessen bewußt zu seyn, ein ganz vortrefflicher Patriot bin?

»Ich habe meinem Vater geschrieben, um ihn von meinem Entschluß in Kenntniß zu setzen, ohne mich jedoch so sehr in Details einzulassen, wie ich es Dir gegenüber gethan habe. Sollte er wider mein Erwarten nicht meiner Ansicht seyn, so zähle ich hinlänglich auf deine Freundschaft, um der Vertheidigung von Dir aus selbst dann sicher seyn zu können, wenn Du glauben solltest, daß ich eine Thorheit begehe. In deine Hände und zwar nicht nur als Bruder, sondern auch als warmer Freund, lege ich daher diese und alle andern mich näher angehenden Dinge. Ich gehe in dieser Beziehung auf keine Einzelnheiten ein; dein Herz, dessen Loyalität ich kenne, deine Vernunft, die ich nur auf dem Felde der Politik als irregehend erkannt habe, werden Dich besser leiten als alles, was ich Dir in meiner gegenwärtigen Verwirrung sagen könnte. Ich umarme Dich.

»Amaury.«

»P. S. Schreibe mir, poste restante, nach Chambéry, wohin ich mich zuerst begebe; nur sprich in deinen Briefen um Himmels willen nicht von Politik und öffentli-

chen Angelegenheiten. Ich will nichts davon wissen und werde Mühe genug haben, das zu vergessen, was ich bereits davon weiß. Solltest Du hingegen etwas über den unglücklichen Roland hören, so melde mir es. Gebe Gott, daß... Beinahe hätte ich etwas Furchtbares niedergeschrieben! Besser ich höre hier auf . . .«

Nachdem Robert dieses Schreiben gelesen hatte, in welchem sich in so auffälliger Weise jene Verirrung des Royalismus kund gab, aus welcher der wohl ritterliche, aber unheilvolle Irrthum der Emigration hervor ging, dachte er zuerst an seine Eltern. Diese waren durch das sträfliche Verfahren ihres zweiten Sohnes ohnehin bereits auf's tiefste verletzt und sollten nun neuerdings durch die plötzliche Abreise ihres ältesten noch schmerzlicher betroffen werden. Robert war fest überzeugt, daß der Marquis im Herzen den Entschluß des Grafen billigen werde; nichtsdestoweniger mußte die Abwesenheit des Lieblingssohnes, auf den er seine ganze ehrgeizige Zärtlichkeit concentrirt hatte, ihm einen harten Schlag beibringen.

Die Reihenfolge gleichzeitig ehrenhafter und doch falscher Raisonnements, durch welche Amaury seinen Entschluß zu rechtfertigen suchte, betrübte Robert nicht wenig; er sah voraus, daß die königliche Familie, falls ein solcher Vorgang Nachahmung finden sollte, bald verlassen da stehen würde. Freilich war es für tapfere und stolze Edelleute, welche die Verherrlichung ihres Geschlechtes nur ihrem Degen verdankten, eine furchtbare Aufgabe, sich für die Politik eines Fürsten zu opfern, der seine Krone nicht vertheidigen wollte; dieser äußerste Entschluß aber, in die Fremde zu gehen, dann bewaffnet wieder ins Vaterland auf die Gefahr hin zurück zu kehren, daß der König, dessen Auf-

richtigkeit von seinen Feinden bereits verdächtigt wurde, der Mitschuld angeklagt werden könnte, dieser Entschluß wurde von Robert als ein Fehlgriff angesehen, dessen Folgen unberechenbar seyn konnten. Jetzt schien ihm Alles verloren zu seyn; Frankreich, in Folge des Bürgerkriegs und der Anarchie, das Königthum, weil alle Männer es verließen, deren Interesse seine Aufrechthaltung erheischte.

Schmerzlich von diesem Ueberblick der Sachlage ergriffen, faßte er den Vorsatz unerschütterlich auf seinem Posten an den Stufen des Thrones auszuharren und falls er die Katastrophe überleben sollte, welche dieser von den Einen angegriffenen und den Andern im Stiche gelassenen Monarchie den Todesstoß geben mußte, sich in die Reihen der Armee zu flüchten, welche die Grenzen gegen das Ausland vertheidigen würde. Ein solcher Entschluß war der strengste und doch der einfachste Ausdruck der Pflicht in ihrer ganzen Bedeutung.

Ihn bestärkte in der Annahme dieses Entschlusses noch die Gewißheit, daß es in der Gardencaserne unter den Oberoffizieren bald zu einem ganz entgegengesetzten Auswege kommen würde. Fast alle hatten Versailles schon gestern Abend verlassen, als sie erfuhren, der Hof wolle auf keinen Kampf eingehen und zöge es vor, dem triumphirenden Aufstande nach Paris zu folgen. Man erfuhr, daß die Abreise des Königs nach Paris zwischen Mittag und ein Uhr statt finden werde; den Garden, die sich freiwillig dem Zuge anzuschließen gedachten, blieben daher kaum zwanzig Minuten übrig, um ihre Anstalten zur Reise zu treffen.

Ungefähr hundert fünfzig zeigten Robert an, ihm folgen zu wollen. Man kam überein, daß hundert sich in Ei-

vilkleidern unter die der königlichen Familie zunächst befindlichen Gruppen mischen, die Andern sich zu Pferd dem Wagen zunächst halten sollten, was jedoch in einer Weise geschehen mußte, durch welche die berittene Pariser Nationalgarde nicht verletzt werden konnte. Was Robert anbelangt, so nahm er sich vor, von dem Commandanten dieser Escorte die Erlaubniß zu begehren, an seiner Seite bleiben zu dürfen.

Alle diese wackern Leute verpflichteten sich, die sogenannte Nationalcocarde aufzustecken und durchaus keine Waffen mit sich zu führen.

Um halb ein Uhr war Alles in Bereitschaft. Um ein Uhr wurde das Schloßgitter geöffnet; der Wagen des Königs fuhr vor; außer diesem unglücklichen Fürsten saßen noch in demselben die Königin, der Dauphin, Madame Royale, der Graf und die Gräfin von Provence und die Marquise von Tourzel, Gouvernante des jungen Dauphins und seiner Schwester.

Beim Anblicke dieser erlauchten Opfer erfüllte die seit den am Morgen vorgefallenen Ereignissen auf dem Waffenplatz und in den anstoßenden Gassen versammelte Menge die Luft mit ihrem Triumphgeschrei. Einige Ausrufungen »Es lebe der König!« die aus den Reihen der Pariser Nationalgarde hervorgingen, verhallten nur ganz schwach inmitten des wilden Geschreies, als wenn den Optimisten jener Zeit ein abermaliger Beweis hätte gegeben werden sollen, daß die Existenz einer gemäßigten Partei zur Zeit einer Revolution eine Unmöglichkeit sey.

Die insurgirten Massen, die nun ihres Gefangenen sicher waren, woran sie bis jetzt noch immer gezweifelt hatten, setzten sich nun in der Richtung nach Paris in Bewe-

gung und ließen Versailles hinter sich, befleckt, gedemüthigt und was noch mehr und noch trauriger war, zu spät überzeugt, daß Undankbarkeit, die fast immer ein Verbrechen ist, bisweilen auch ein Fehlgriff seyn kann.

An der Spitze der Insurgenten zog mit einer gewaltigen, blutigen Hacke bewaffnet, jener Tiger in Menschengestalt, den man den Mann mit dem langen Bart nannte. Bart, Haare und Kleider des Ungeheuers trieften von Blut; er hatte Gesicht und Hände damit besudelt, als wenn er gefürchtet hätte, daß ihn Natur und Verbrechen nicht schon scheußlich genug gemacht hätten. Mit grotesker, grausenerregender Haltung zog er einher; ihm zunächst zogen zwei Räuber von nicht minder abstoßender Miene. Diese Trabanten des Mordes trugen auf Piken die Köpfe Varicourt's und Deshuttes'.

Eine Rotte Verbrecher wälzte sich in unregelmäßigen tosenden Wogen gleich einem angeschwollenen Waldstrome einher; sie folgten den gräulichen Trophäen, würdigen Standarten solcher Sieger.

Nach ihnen zog die Pariser Armee, die wie gewöhnlich ihren Götzensclaven, den General Lafayette vor sich her stieß. Von der Höhe seines weißen Rosses herab, dem Piedestal seiner großen Tage, konnte der glückliche Marquis die Köpfe der beiden Garden sehen; man muß jedoch glauben, daß er nicht in jene Richtung blickte, da er nicht weniger als gewöhnlich lächelte.

Zwischen den letzten Bataillons seiner Armee und dem Wagen des Königs, den sie angeblich beschützte, sah man einen Haufen Weiber und Männer, welche während des Marsches am hellen Tage die Orgien der Nacht fortsetzten. Alle Schanddirnen des Palais-Royal und seiner Umgebungen,

die Hefe der Vorstädte und Markthallen, Diebe, Gauner, Stammgäste verrufener Kneipen, Unternehmer von Spielhöllen, befanden sich daselbst und entfalteten in seiner ganzen monströsen Häßlichkeit den dreifachen Rausch des Blutes, der Schwelgerei und des Weines. Mehre dieser verworfenen Creaturen, so wie einige Schelme ritten auf den bis zur Mündung vollgestopften Kanonen und unterhielten sich damit, die brennenden Lunten um die Köpfe zu schwingen; andere, die auf dem Dache der fünf bis sechs Fiaker saßen, die gestern die angebliche Deputation der Marktweiber hierher gebracht hatten, brüllten obscöne Lieder, Beschimpfungen gegen die erhabenen Gefangenen und Todesdrohungen gegen die tapfern Garden, welche theils zu Fuß, theils zu Pferd sich aus guten Gründen gerade an dieser Stelle unter die scheußliche Escorte gemischt hatten, zu der man vergebens ein Seitenstück in den Saturnalien der wildesten Völker gesucht haben würde.

Hundert Mitglieder der Nationalversammlung schlossen in Hofwägen sitzend den Zug; als Kerkermeister folgten sie den Opfern, damit diese den voranziehenden Henkern nicht entkommen sollten.

Inmitten aller dieser Gräuel und Beschimpfungen verrichteten die berittenen Pariser Nationalgarden eine Handlung, die von gutem Geschmacke zeigte und ein Beweis von Muth war. Sie machten den berittenen und uniformirten Garden das Anerbieten, ihren gewöhnlichen Platz vor und hinter dem Wagen des Königs einzunehmen; der sie commandirende Offizier trat Robert den Ehrenposten am rechten Wagenschlag ab.

Für die königliche Familie war es ein großer Trost, diese treuen Diener wieder zu sehen. Der arme König, der

sich ihrethalben furchtbare Vorwürfe machte, betrachtete sie mit thränenfeuchten Augen. Zu wiederholten Malen versuchte er es das Wort an sie zu richten; es erstarb jedoch jedesmal auf seinen Lippen.

Marie Antoinette bestand keinen solchen Kampf, da sie sich keine solchen Vorwürfe zu machen hatte. Sie war würdevoll, liebreich, sagte dem Nationalgardeoffizier freundliche Worte, da ihr sein schönes Benehmen nicht entgangen war, und bemerkte gegen Robert in einem Augenblicke, in welchem sie sich unbeachtet glauben konnte:

»Herr von Estagnol, Ihre und die Aufopferung Ihrer Waffenbrüder hat uns das Leben gerettet; verlassen Sie uns nie, wenn es Ihnen möglich ist.«

»Ich schwöre Ew. Majestät, daß ich gehorchen werde und daß mich dieser Gehorsam glücklich machen wird.«

Nach zweistündigem Marsche, der so langsam war, daß man ihn mit einem Leichenzuge hätte vergleichen können, gelangte man nach Sèvres.

Dort wurde Halt gemacht.

Der König, der gerne zeitig in den Tuilerien angekommen wäre, wo nichts zu seinem Empfang vorbereitet war, blickte zum Wagenschlage hinaus, um die Ursache des ihm unerklärlichen Anhaltens zu erfahren.

Niemand in seiner Umgebung vermochte seine Neugierde zu befriedigen. Ohne den Befehl dazu erhalten zu haben, stieg Robert vom Pferde und ging längs der Bataillons der Pariser Nationalgarde auf die Spitze der Colonne zu.

Dort traf er mit Hoche zusammen, der ihm ebenfalls nichts Befriedigendes sagen konnte, und ihn am Weitergehen verhindern wollte.

Da Robert jedoch auf seinem Beschluß beharrte, so reichte ihm Hoche den Arm und ging mit ihm.

Als sie bei der Pöbelrotte angekommen waren, welche die Vorhut bildete, richteten sie einige Fragen an verschiedene Gruppen; ein Individuum von sehr verdächtigem Aeußern antwortete, man wollte nur auf zwei Herren warten, deren etwas in Unordnung gerathene Frisur im Laden eines Perrückenmachers in Ordnung gebracht würde.

Kaum war diese Erklärung, die einem schlechten Spaße glich, gegeben, als wildes Schreien und Lachen von einem Punkte her als Signal eines neuen Tumultes ertönte.

Gräßlicher Anblick! Die Köpfe Varicourt's und Deshuttes' wurden dort wieder aufgesteckt, nachdem man sie zuvor frisirt und gepudert hatte.

Der unglückliche Perrückenmacher, den man unter Todesdrohungen zu dieser gräulichen Arbeit gezwungen hatte, stand auf der Thürschwelle seines Ladens.

Bleich und unbeweglich betrachtete er mit dem stumpfen Lachen des Wahnsinns seine blutigen Hände, in denen er noch den Kamm und die Puderquaste hielt. *)

»Kommen Sie! Kommen Sie, Herr Chevalier!« rief Hoche, indem er mit beiden Händen den Arm Roberts erfaßte, um ihn von dieser Schreckensscene fortzuführen, aus welcher bei dem geringsten Zeichen der Mißbilligung Gefahr für ihn selbst entstehen konnte.

»Jedenfalls aber müssen wir doch Herrn von Lafayette von diesen verruchten Schändlichkeiten in Kenntniß setzen!« antwortete Robert mit einer von Wuth und Verzweiflung erstickten Stimme.

*) Madame Campan erzählt in ihren Memoiren, daß dieser Mann wahnsinnig blieb.

»Und wozu würde das führen?« versetzte Hoche, ihn fortwährend mit sich fortziehend; »er würde diese Elenden haranguiren und sie würden sich über ihn lustig machen und . . . Ah! die Colonne setzt sich wieder in Bewegung; Sie haben nur mehr Zeit genug, auf Ihren Posten zurück zu kehren . . . aber so beruhigen Sie sich doch, Herr Chevalier! beruhigen Sie sich ums Himmels willen! Ich bemerke dort unten einige Schurken mit sehr verdächtigen Gesichtern, die Sie beobachten; der Todesruf eines einzigen derselben würde genügen, um . . .«

»So mögen sie mich denn tödten, Herr Hoche!« unterbrach ihn Robert, der von einer bis zum Wahnsinn gesteigerten Entrüstung ergriffen war. »Wahrlich,« fuhr er fort, indem er sein Gesicht krampfhaft mit beiden Händen verhüllte, »besser wäre es zu sterben, als ein Zeuge derlei Gräuel zu seyn. Und dieses Volk will die Freiheit! es wäre eben so unfähig dieselbe zu bewahren, als es nicht im Stunde ist, dieselbe zu erobern!«

»Sie dürfen sich für überzeugt halten, daß es dieselbe nicht lange behalten wird; seit gestern habe ich mich daher auch mehr als einmal gefragt, warum und für wen wir denn eigentlich eine Revolution machen . . . Leider hat sie aber nun einmal begonnen und so muß sie bis zu Ende durchgeführt werden. Uebrigens wollen wir hoffen; man sagt, es gebe einen guten Gott für die Trunkenbolde; vielleicht gibt es auch einen für die Nationen in der Trunkenheit neuer Begebnisse . . . Ah! nun setzen sich auch die Wägen in Bewegung; adieu und auf Wiedersehen, Herr Chevalier.«

Und nun verlor sich Hoche in den Reihen der Pariser Nationalgarde, bei der sie eben angelangt waren.

Als Robert wieder seinen Platz an Wagenschlag der königlichen Carosse einnahm, die in der That zu rollen begann, waren seine Züge dermaßen entstellt, daß weder der König noch die Königin, nachdem sie einander mit dem Blicke befragt hatten, es wagten, sich bei ihm zu erkundigen, was er denn gesehen und gehört hätte, um derart entstellt zu seyn.

Ohne sich ihre Gedanken mitzutheilen, kamen Beide auf den Einfall, er sey seinem Bruder, dem Vicomte, unter den Räubern begegnet, aus denen die große Mehrheit der bewaffneten Menge bestand; sie wollten daher keine Fragen an ihn richten, um ihm das entsetzliche Leiden zu ersparen, das ihm ein so peinliches Geständniß verursachen mußte.

Ach! Sie hatten nur zu richtig gerathen!

Wenn sein Herz so sehr gebrochen war, daß sein Gesicht sogar durch dieses Gemüthsleiden unkenntlich wurde, so geschah dies nicht nur, weil ihm ein neuer, gräulicher Beweis der raffinirten Grausamkeit seiner Mitbürger geworden war, sondern weil der arme Jüngling unter der vor dem Hause eines Perrückenmachers zusammengerotteten Menge seinen Bruder Roland in Gesellschaft der Théroigne von Mericourt und eines Elenden, Namens Marquis von Saint-Huruque, bemerkt hatte, eines unter den Frevlern jener Zeit seiner Ruchlosigkeit halber bereits berühmt gewordenen Wütherichs.

Nun hätte die Anwesenheit Rolands bei jenem Entsetzen erregenden Auftritt eben so gut Zufallssache seyn können, als bei Robert; der Chevalier konnte sich jedoch dieser Hoffnung nicht hingeben, so gern er es auch gethan hätte, denn er hatte bemerkt, daß der Vicomte eine wichtige Rolle spielte und mit besonderer Beachtung umgeben und von den

Mördern behandelt wurde, denen er Befehle ertheilte, welchen sie alsogleich gehorchten.

Demnach übte er eine gewisse Autorität aus und doch hatte er Gräuel von der beschriebenen Art nicht gehindert.

Der Chevalier hatte sich gegen seinen Freund Hoche über diese Entdeckung nicht ausgesprochen; Hoche seinerseits hatte Robert so schnell mit sich fortgezogen, daß diesem zu Mittheilungen keine Zeit übrig blieb; auch er hatte Roland erkannt und alsogleich errathen, daß er eine hervorragende Rolle in dieser gräulichen Tragödie vom 5. und 6. October spielte.

Um halb sieben Uhr langte die königliche Familie im Hôtel de Ville an, wo sie Anreden anhören mußte, die nicht zu den mindest peinlichen ihrer Prüfungen gehörten. Der Maire Bailly wagte sich des Ausdruckes: »es sey ein schöner Tag gewesen« zu bedienen; der König war genug Herr seiner selbst oder genug resignirt, um ihm nicht das Weiterreden zu verbieten! Dies Verbot soll dem Henker vorbehalten bleiben; er führte es fünf Jahre später an einem gewissen 22. Brumaire aus, den andere Schmeichler des triumphirenden Verbrechens ebenfalls einen schönen Tag nannten.

Die Nacht war schon lange heran gebrochen, als die erlauchten Opfer des Verrathes, der Lüge und der Niederträchtigkeit in die Tuilerien traten, die sie nur mehr einmal verlassen sollten, um sie mit dem Tempel zu vertauschen. Robert hatte sie bis dahin nicht verlassen; jetzt schickte er sich an, Abschied von ihnen zu nehmen.

Die Königin reichte ihm ihre Hand zum Kusse und dankte ihm auf's wärmste, daß er die Verpflichtung auf sich genommen, sich nie von ihnen, und sollten sie auch

noch so unglücklich und verlassen seyn, ganz entfernen zu wollen.

Robert erneuerte seine des Weges über gegebene Zusage und Marie Antoinette fuhr mit dem Tone der Vertraulichkeit fort:

»Ich weiß, daß Ihr ältester Bruder, in der Ueberzeugung, daß hier nichts zu machen sey, nach dem Auslande abgereist ist . . . Ich zürne ihm deswegen nicht . . . Vielleicht würde ich an seiner Stelle eben so denken und handeln. Es gab eine Zeit, in der ich mich für überzeugt hielt, man müsse kämpfen; jetzt glaube ich, daß es besser sey, zu dulden und sich aufzuopfern . . . Das ist die Politik des Königs; es steht mir nicht zu, eine andere zu haben.«

Der König, der mit dem General Lafayette während dieser Zeit in einer Fensternische gesprochen hatte, gewahrte nun Robert und winkte ihm näher zu kommen.

Bescheiden näherte er sich und nahm den Platz des Marquis ein, der sich mit einer Verbeugung empfahl.

»Chevalier,« sagte der König zu ihm, »was kann ich für Sie thun? Antworten Sie ohne Ausweichen.«

»Sire, die Stelle, die ich bekleide, ist bereits weit über meine Verdienste und ich bitte Ew. Majestät...«

»Ich werde genöthigt seyn, meine Garden zu verabschieden,« unterbrach ihn der König mit einer gewissen Barschheit, hinter welcher sich ein Gefühl von Bitterkeit verbarg, dessen Tiefe Robert errieth. »Sie sehen daher,« fuhr er fort, »daß ich genöthigt seyn werde, in anderer Weise für Sie zu sorgen.«

»Sire, es geschehe, was Ew. Majestät für gut finden; nur mögen mich Ew. Majestät nicht aus Ihrer Nähe entfernen.«

»Unsere Wünsche stimmen in dieser Hinsicht ganz überein. Gute Nacht, Chevalier; besuchen Sie uns gewiß bald wieder.«

Als Robert die Tuilerien verließ, schlug er den kürzesten Weg ein, um sich in das Hôtel de Pologne in der Straße Croix-des-petits-Champs zu begeben. Er mußte zuerst die noch von der aus Versailles gekommenen Menge überfüllte Saint-Honoré-Straße passiren, deren Häuser in freudiger Demonstration beleuchtet waren. In der That herrschte dort große Freude, der Pöbel tanzte, lachte, sang, trank und that alles dieses, ohne sich eben allzuwild zu zeigen. Er stieß nicht den traditionellen Ausruf des alten französischen Royalismus aus, hatte ihn aber durch folgende, wie man sehen wird, nicht allzuehrfürchtige Worte ersetzt: Es lebe der Bäcker, die Bäckerin und der kleine Bäckerjunge!

Die Emeute war offenbar der Grausamkeit müde geworden, sie zeigte aber Vertraulichkeit, um sich nicht der bereits gewohnten Frechheit zu entschlagen; sollte doch die Drohung stets über dem Haupte des vermeintlichen Tyrannen, Ludwig XVI., schwebend erhalten werden!

Auf dem Platze vor dem Palais-Royal, wohin Robert bald gelangte, zeigte der Enthusiasmus weniger Gutmüthigkeit. Dort beschimpfte man die Leute, welche die allgemeine Begeisterung nicht zu theilen schienen; hätte man die Beleidiger nur ein wenig dazu aufgestachelt, sie wären alsogleich wieder zu Mördern geworden. Nichtsdestoweniger wurde der junge Fähnrich, dessen Gesinnungen den deutlichsten Ausdruck durch seine Gardenoffiziersuniform erhielt, keineswegs belästigt. Einige Individuen legten sogar Sympathien für ihn an den Tag, wobei sie jedoch die von

den Umständen gebotene Vorsicht beobachteten; zwei Fischweiber umarmten ihn sogar, indem sie ihm ins Ohr flüsterten, sie wüßten recht gut, daß er einer von denen sey, welche der Königin die Zeit verschafft hatten, sich zu retten, indem sie sich in der Vertheidigung ihrer Thür dem Tode Preis gaben.

Wenige Momente nach dieser kleinen Scene, die trotz ihres friedlichen Charakters doch die Erinnerung an die furchtbaren Ereignisse der zwei frühern Tage wieder wach rief, gelangte der vom moralischen Schmerz und durch körperliche Mühseligkeiten erschöpfte Robert in das Hôtel de Pologne, wo man ihm sagte, sein Kammerdiener erwarte ihn in einem Zimmer, in welches man ihn führen wolle.

In der That wartete Valery bereits mit einer brennenden Kerze in der Hand auf der Treppe.

»Endlich kommen Sie, Herr Chevalier!« rief Valery. »Hat es wirklich endlich ein Ende?«

»Ich hoffe — wenigstens für einige Zeit. Ist mein Bett gemacht? Ich kann mich nicht mehr aufrecht erhalten! Geben Sie mir Ihren Arm.«

Langsam, auf den alten Diener gestützt, stieg Robert die Treppe hinauf.

Als sie auf dem Vorplatz des ersten Stockwerks anlangten, blieb Valery stehen, legte die Hand auf eine Thürklinke und sagte zu seinem Herrn:

»Herr Chevalier, lassen Sie sich nicht allzusehr überraschen, falls Sie Gesellschaft in Ihren Zimmern finden werden... Freundinnen haben nach Ihnen gefragt... und ich glaubte nicht, sie unter den obwaltenden Umständen zurückweisen zu sollen... habe ich unrecht gehandelt, so mögen Herr Chevalier mir es gütigst verzeihen...«

»Mir ist Alles recht, Valery, falls man mich nur schlafen läßt... Aber so machen Sie doch einmal die Thür auf, ich bitte Sie um Himmels willen.«

»Wie, Herr Chevalier, Sie errathen nicht! Wohlan, so sollen Sie denn mit eigenen Augen sehen, wer Sie hier erwartet.«

Rasch wurde die Thür nun von innen geöffnet und Robert befand sich in den Armen seiner Mutter, die ihn an ihr Herz drückte, während seine schöne Cousine Eliane eine seiner Hände erfaßte und mit Küssen bedeckte.

II.

Freuden und Schmerzen.

»Ach, mein Sohn, was für furchtbare Stunden habe ich verlebt!« rief Frau von Estagnol mit gebrochener Stimme, indem sie Robert neuerdings an ihre hoch aufathmende Brust drückte.

»Doch lebst Du noch, mein theures Kind! doch bist Du den Gefahren dieser entsetzlichen Tage entgangen!« fuhr sie mit herzzerreißendem Lächeln fort, das nur allzu deutlich zeigte, wie ihr Herz noch genug gedrückt sey, obwohl die schwerste aller Lasten von demselben genommen war.

Die arme Frau, welche die wachsende Heftigkeit ihrer Gefühle weder auszudrücken, noch zu ertragen vermochte, schloß die Augen und ließ ihr Haupt auf die Schulter Roberts sinken, den sie noch immer in ihren Armen hielt; dann murmelte sie aus fast blutlosen Lippen:

»Habe Dank, mein Gott . . . Jetzt werde ich viel=

leicht Kraft haben, um meinen sonstigen Kummer ertragen zu können ... es war aber zu viel ... zu viel ...«

»Beruhigen Sie sich! beruhigen Sie sich, meine gute Mutter!« antwortete der Chevalier, indem er die zitternde Marquise unterstützte, die so bleich und zerknirscht war, als wenn sie neuerdings das Bewußtseyn verlieren sollte.

Er führte sie, indem er sie fortwährend unterstützte, zu einem Sopha, das sie verlassen hatte, um dem geliebten Sohne, als der Klang seiner Stimme an ihr Ohr schlug, entgegen zu eilen.

»Aber wo ist denn mein Vater?« fragte Robert, nachdem er die Marquise auf das Sopha gesetzt hatte und vor ihr niedergekniet war, gerade so wie er es vor anderthalb Jahren in der Abschiedsstunde gemacht hatte.

»Antworte Du für mich, geliebte Nichte,« versetzte Frau von Estagnol, indem sie sich an die neben ihr sitzende Eliane wendete, welche die Hand ihres Cousins noch immer in der ihrigen hielt; »ich bin in diesem Augenblicke zu schwach, um sprechen zu können,« fuhr sie fort, indem sie zu lächeln bemüht war, da sie den Ausdruck lebhafter Besorgniß auf dem Gesichte Roberts bemerkte und ihn ermuthigen wollte, da sie gewiß wußte, daß ihre Abgeschlagenheit ihn ängstigen mußte.

Eliane, die nach nichts sehnlicher verlangte, als die Aufmerksamkeit ihres Cousins auf sich lenken zu können, beeilte sich, ihm zu sagen, ihr Onkel, der Marquis, habe die ihn seit den wenigen Stunden ihres Pariser Aufenthaltes verzehrende Unruhe nicht länger zu ertragen vermocht; er sey daher mit dem Bedeuten ausgegangen, er werde nicht lange wegbleiben, er wolle nur Erkundigun-

gen bei seinem alten Freunde, dem Comthur von Marignac, einziehen.

Sie erzählte ihm sodann, wieso ihre Abreise vom Schlosse, die erst gegen Ende des Monats hätte stattfinden sollen, über Nacht berathen und beschlossen worden sey, und zwar gleich nach Empfang eines Briefes von Amaury, der seinem Vater am ersten October geschrieben hatte, der König scheine die Prärogative seiner Krone gegen die täglich anmaßender werdenden Anforderungen der Nationalversammlung vertheidigen zu wollen. Da Herr von Estagnol dem zufolge sich für überzeugt hielt, daß der Kampf zwischen dem Königthum und der parlamentarischen Gewalt zum Ausbruch kommen müsse, so hatte er sich sogleich auf den Weg machen wollen, um vom Beginne an mit thätig seyn zu können, wie es seine Pflicht als Edelmann erheischte, und wie es überdies seinen Gesinnungen und Ansichten entsprach, die sein ältester Sohn kannte und theilte.

Im Verlaufe ihrer Erzählung theilte Eliane noch mit, wie sie erst während des Pferdewechsels in Saint-Germain einige Worte über die Ereignisse von Paris und Versailles gehört hätten; dort hätte man sich flüsternd nur und mit Varianten, deren eine unheimlicher als die andere gewesen, die Einnahme des Schlosses durch den Pariser Pöbel und die gänzliche Vernichtung der Garden erzählt.

»Urtheile nun, mein Robert, was wir ausgestanden haben,« unterbrach ihn die Marquise, die wieder ein wenig zu sich gekommen war; »bis ich nicht Valery, wenige Augenblicke, nachdem wir hier angekommen waren, wiedersah, war ich wirklich wie wahnsinnig vor Schmerz. Und selbst später, nachdem er uns bereits versichert und zugeschworen hatte, daß Du unversehrt aus dem gräulichen Ge-

metzel hervorgegangen sey'st, machte mir der Gedanke, daß Du inmitten dieses Pöbels zurückkehrtest, der deine unglücklichen Waffenbrüder erwürgt hatte, das Blut in den Adern erstarren; darum, mein Robert, erblickst Du mich in solchem Zustande, in solcher Schwäche, da sich sonst meine Gesundheit seit einigen Monaten sehr gekräftigt hat . . . Ich habe gar so große Sehnsucht nach dem Leben, liebe Kinder.«

Bei diesen letzten Worten, die ihren geheimsten, liebsten Gedanken ausdrücken sollten, umschlang die Marquise gleichzeitig den noch immer vor ihr Knieenden und die neben ihr sitzende Eliane.

Alle Drei schwiegen dann während einiger Augenblicke gänzlich stille; sie hatten einander so viel zu sagen, daß sie nicht wußten, womit sie beginnen sollten; vielleicht fürchteten sie auch durch Fragen eine Störung in das Glück des Beisammenseyns zu bringen; vielleicht wollten sie auch vermeiden, in ihren Mittheilungen durch die Rückkehr des Herrn von Estagnol unterbrochen zu werden, der seine Abwesenheit im Voraus als eine nur kurze bezeichnet hatte.

Die Marquise unterbrach endlich das Stillschweigen. Sie nöthigte zuerst ihren Sohn, von dem sie mit Recht voraussetzte, daß er sehr ermüdet seyn müsse, sich in einen guten Lehnstuhl ihr gegenüber zu setzen, damit sie ihn immer vor Augen haben könne; dann sagte sie zu ihm:

»Sey recht zärtlich gegen deinen Vater, mein gutes Kind, denn ihn machen die hiesigen Vorgänge wirklich unglücklich. Ich glaube auch, daß Du mit seinem Empfang sehr zufrieden seyn wirst. Er spricht immer nur mit sehr vieler Liebe von Dir und ist recht gütig gegen uns.«

»Wie sollte ich nicht suchen ihn zu trösten, falls dies

in meiner Macht stehen wird! — Weiß er bereits um die Abreise Amaury's?«

Die Marquise beantwortete diese Frage durch ein bejahendes Kopfnicken mit dem schmerzlichsten Ausdrucke; Eliane beeilte sich hinzuzufügen, sie hätten diese traurige Nachricht von dem alten Valery, jedoch ohne weitere Details erhalten.

»Ueber seine Beweggründe zur Abreise werden Sie hierin etwas finden,« antwortete Robert, indem er Amaury's Schreiben aus der Tasche zog und es der Marquise hinreichte.

Mühsam erhob sich Frau von Estagnol von ihrem Platze und schritt dem Camine zu, auf dessen Platte zwei Kerzen brannten.

Dort las sie, mußte aber von Zeit zu Zeit aufhören, um die hervorquellenden Thränen abzutrocknen.

»Arme Mutter!« sagte Robert mit leiser Stimme zu der neben ihm gebliebenen Eliane; »ist es auch wahr, daß sich ihr Befinden seit meiner Abwesenheit vom Schlosse gebessert hat? Sag' mir die Wahrheit, mein liebes Elianchen.«

»Das will ich, mein guter Robert, und ich kann Dich versichern, daß diese Besserung Dir selbst noch vor zwei Tagen hätte auffallen müssen; die Mühen der Reise und vor Allem die entsetzliche Unruhe, von der wir seit heute Morgens heimgesucht werden, können aber den Anschein jener Besserung vernichtet haben, die mich so glücklich machte, weil ich dabei auch an deine Freudigkeit dachte. Wir wollen jedoch hoffen, daß einige Tage der Ruhe zureichen werden, um der guten Mutter ihre Kraft wieder zu geben.«

»Einige Tage der Ruhe, Eliane . . . . Ach! deren kann sich heut zu Tage nicht leicht irgend Jemand erfreuen

und wir insbesondere, wir können uns nicht schmeicheln . . . .«

»Du hast Recht, Robert,« unterbrach ihn Eliane.

Mit noch gedämpfterer Stimme fügte sie dann hinzu:

»Was weißt Du von meinem Cousin Roland? Wir wagten es nicht, Valery seinethalben zu befragen.«

»Er ist gesund,« antwortete Robert, indem er sein Angesicht in beide Hände verhüllte.

Er hatte errathen, daß seine Cousine, trotz ihrer zarten Jugend, bereits von diesem Familienschmerz unterrichtet war.

»Ich habe Dich betrübt, mein Bruder,« sagte Eliane, indem sie die Arme des Chevaliers an sich zog und ihn so zwang, ihr sein Gesicht zu zeigen.

»Nein, liebes Kind, da nichts diesen, meinem Geiste beständig gegenwärtigen Kummer vergrößern kann. Ich wollte Dich eben fragen, wie denn mein Vater über den unglückchen Roland denkt.«

»Darauf kann ich Dir unmöglich antworten; er spricht seinen Namen nie aus; wagen wir es, seiner in einer Anspielung Erwähnung zu machen, so thut er, als verstünde er uns nicht und entfernt sich alsogleich.«

In diesem Augenblick setzte sich Frau von Estagnol, welche mittlerweile das Schreiben ihres ältesten Sohnes zu Ende gelesen hatte, wieder zwischen Robert und Eliane nieder, umarmte Beide und sagte weinend:

»Der arme Amaury! Er hat ein sehr edles Herz, er hätte aber nicht in diesem Jahrhundert leben sollen . . . Ach! hätte ich ihn doch wenigstens vor seiner Abreise noch an mein Herz drücken können!«

Die Marquise ließ den Kopf sinken, als wenn sie

unter der Wucht dieser und anderer noch bittererer Schmerzen in sich zusammensänke.

In der That rief sie gleich darauf mit halb erstickter Stimme und gefalteten Händen:

»Und dein anderer Bruder, mein Sohn... dein anderer Bruder... warum sprichst Du mir nicht von ihm?«

»Liebe Mutter, ich und Eliane haben eben von ihm gesprochen; ich wartete nur auf ein Wort von Dir, um...«

»Hast Du ihn gesehen?« unterbrach sie mit fragendem Tone.

Robert antwortete bejahend und ließ traurig den Kopf sinken.

»Wann, mein Gott! wann?« fuhr Frau von Estagnol fort.

»Gestern und heute,« murmelte Robert mit kaum verständlicher Stimme.

»Sprich nicht weiter, mein Sohn, sprich nicht weiter! Ich errathe das Weitere.«

Die unglückliche Frau, deren Thränen bis dahin in der Stille geflossen waren, brach jetzt in herzzerreißendes Schluchzen aus.

»Muth, gute Mutter, Muth, ich beschwöre Sie darum!« rief Robert, indem er die gefalteten Hände der Marquise erfaßte, »diese Prüfung ist furchtbar, ich weiß es nur zu gut; Gott aber wird sich unser erbarmen, ich bin dessen gewiß; er wird nicht zugeben, daß dieser unglückliche Roland immer auf seinen sträflichen Irrthümern beharre; er wird eines Tages wieder zur Vernunft kommen...«

»Bis dahin wissen wir aber nicht, was aus ihm wird,« unterbrach ihn neuerdings Frau von Estagnol,

»dein Vater wird mir nicht erlauben, ihn zu sehen; er selbst wird uns ohne Zweifel ausweichen; wie soll er dann um unsern Schmerz, um unsere Beängstigung wissen?«

»Er hat sie bereits errathen, meine Mutter, Sie können dessen sicher seyn.«

»Und er verläßt nicht alles Andere, um das Seinige zu thun, daß der Schmerz uns nicht tödtet!«

»Er glaubt es seiner Ehre schuldig zu seyn, zu...«

»Stille, mein Sohn! Mir scheint, ich höre die Stimme deines Vaters; wir dürfen nicht in seiner Gegenwart...«

Die Thüre wurde rasch geöffnet; der Marquis trat ein.

Robert umarmte ihn mit einer Wärme, wie er sie nie früher zu zeigen gewagt hatte; Herr von Estagnol zeigte zwar, daß er über seine väterliche Würde wache, bezeigte ihm jedoch eine Zärtlichkeit, die sonst nicht in seiner Gewohnheit lag.

»Ich freue mich,« begann er mit wirklich bewegter Stimme, »unseres Vereinigtseyns, obwohl es unter sehr ernsten Umständen stattfindet; umarme mich noch einmal, mein Kind.«

Er faßte Robert in seine Arme, nachdem er ihn eine kurze Weile von sich entfernt gehalten hatte, um ihn mit einem Blicke voll Liebe und Stolz zu betrachten.

»Constance,« sagte er dann zur Marquise gewendet, »Du kannst mit Recht stolz auf ihn seyn; ohne seinen Muth und seine Kaltblütigkeit wäre die Königin vielleicht heute Nacht ermordet worden.«

Frau von Estagnol, die in dem Augenblick aufgestanden war, in welchem ihr Gemal das Wort an sie gerichtet hatte, stieß einen Freudenruf aus und stützte sich wankend an die Brust des Mannes, der durch ein einziges Wort

eine ganze schmerzliche Vergangenheit, ein Werk seiner langen Gleichgiltigkeit wieder gut gemacht hatte.

»O, erzähle uns, mein Freund, was er gethan hat, da Du es weißt,« sagte sie lächelnd unter Thränen, die noch nicht zu fließen aufgehört hatten, »diese Erzählung wird mir süß aus deinem Munde seyn.... das böse Kind hat uns noch gar nichts gesagt.«

»Recht gern erfülle ich dein Verlangen, theure Freundin,« antwortete der Marquis, indem er die noch immer an seine Brust gelehnte Marquise wieder dem Sopha zuführte, auf welchem sie nun beide Platz nahmen.

Herr von Estagnol erzählte dann, daß er beim Comthur von Marignac mit der Vicomtesse von Cerizay zusammengetroffen sey, welcher die Königin, vor der Abreise von Versailles, die Geschichte der entsetzlichen Nacht vom 5. auf den 6. October mitgetheilt hatte. Er ging in seiner Mittheilung noch weiter zurück und erzählte auch den Ausflug Roberts nach Paris, von dem ihm die Vicomtesse ebenfalls Bericht abgestattet hatte; er schloß die aufregende Schilderung mit der noch erschütternderen Darstellung des heroischen, im vorhergehenden Capitel mitgetheilten Kampfes, während dessen das Benehmen des Chevaliers so ausgezeichnet gewesen war.

Es wäre mehr als Verwegenheit, unternähmen wir es unsere Leser in alles das einzuweihen, was in der zärtlichen Seele der Marquise vorging, während sie das Lob ihres Sohnes aus dem Munde eines Vaters anhörte, dessen bis zur Ungerechtigkeit seit langen Jahren getriebene Kälte für sie eine Quelle bitterer, im Stillen geduldeter Kränkungen gewesen war und über welche sie stets geschwiegen hatte, da sie überzeugt gewesen, wie Klagen das Uebel nur noch

ärger machen würden. Wir beschränken uns daher auf die einfache Angabe, daß sie, bald entzückt in der Bewunderung des fast übermenschlichen Muthes ihres Kindes und starr vor Schrecken bei dem Gedanken an die zahllosen Gefahren, denen es ausgesetzt gewesen war, sich ohne Zwang ihren Gefühlen überließ und sich nicht scheute, Zärtlichkeit und Stolz an den Tag zu legen, da sie dieselben von demjenigen getheilt sah, der sich so lange Zeit über ihre mütterliche Exaltation lustig gemacht hatte. Mit leidenschaftlicher Dankbarkeit küßte sie die Hände ihres Gatten, drückte sie Robert an ihr Herz, als wenn sie ihm dafür hätte danken wollen, daß er noch lebe, nachdem er sein Leben in solcher Weise preisgegeben; sie lachte und weinte in einem Athem; mit einem Worte, sie fühlte sich glücklich durch diesen geliebten Sohn und — was für sie, für ihre gedrückte Seele eine ganz neue Empfindung war, sie hielt sich nicht mehr für verpflichtet, ihr Glück zu verbergen.

Der Marquis blieb sich fortwährend gleich, obwohl man streng genommen nach einigen über die Abreise Amaury's ihm entschlüpften Worten hätte glauben können, daß der Entschluß dieses letzten ihm mehr zusage, als der Vorsatz Roberts, beim Könige selbst dann auszuharren, wenn dieser unglückliche Prinz fortfahren sollte, die Interessen der Monarchie den Anforderungen der Revolution aufzuopfern. Diesen Vorzug gab Herr von Estagnol offener zu erkennen, als er am Schlusse seiner langen Mittheilung sich an den Chevalier wendete und ihm sagte:

»Wäre ich nicht dein Vater, sondern dein Freund, so würde ich vielleicht bedauern, daß Du das Beispiel deines Bruders nicht befolgt hast; ich habe jedoch keinen Muth hierzu, wenn ich bedenke, daß deine Abreise uns gar kein

Kind mehr lassen würde, um uns in dem Schmerze zu trösten, den das Unglück Frankreichs über uns gebracht hat.«

Die Marquise und Robert wechselten einen raschen Blick des Einverständnisses, sprachen aber kein Wort.

Sie begriffen beide, daß der Augenblick nicht geeignet seyn würde, um einige Worte zu Gunsten des unglücklichen Roland vorzubringen, den er durch die eben gesprochenen Worte gewissermaßen verläugnet hatte.

»Jetzt, Chevalier,« fuhr der über dies Stillschweigen einigermaßen erstaunte Marquis fort, »wirst Du mir den Schluß deiner furchtbaren Abenteuer erzählen, da die Vicomtesse dieselben nur bis zum Momente der Abreise von Versailles kennt; über die Details der Reise selbst hatte sie vor einer Viertelstunde, als ich sie verließ, noch nichts erfahren.

Robert ergänzte diese klägliche Mittheilung, unterließ es jedoch von der entsetzlichen Episode der abgeschnittenen, dem Pöbel als Standarte dienenden Köpfe zu sprechen; auch machte er keine Erwähnung von der Mitwirkung seines Bruders, des Vicomte, an allen diesen Acten wilder Grausamkeit.

Er stattete sodann Bericht über die Nothwendigkeit ab, in welcher der König sich befand, die Garden entlassen zu müssen und schloß mit der Versicherung Sr. Majestät, ihm ein Amt verleihen zu wollen, das ihn für das verlorne in Folge einer Maßregel entschädigen sollte, die Herr von Estagnol mit Recht als eine unheilvolle bezeichnete.

Rasch verflossen die Stunden unter diesen, für Alle so interessanten Gesprächen; man dachte erst dann daran, auseinanderzugehen, als die Marquise, die wohl wußte, wie

sehr ihr Sohn der Ruhe bedurfte, daran erinnerte, daß Mitternacht längst vorüber sey.

Sie gab das Signal zum Aufbruch, indem sie aufstand, ihre Nichte an der Hand faßte, Robert, dem Eliane die schöne Stirne zum Kusse bot, zärtlich umarmte und sich mit ihr in das ihnen angewiesene Gemach begab, während der Marquis in dem des Chevalier zurück blieb.

»Mein Sohn,« begann der Marquis, nachdem man sie allein gelassen hatte, »ich muß noch Einiges mit Dir sprechen.«

»Mein Vater, Sie kommen einem Wunsche entgegen, den ich Ihnen eben mittheilen wollte,« antwortete Robert in sichtlicher Aufregung.

»Höre mich zuerst an, Chevalier,« versetzte der ebenfalls sehr tief bewegte Marquis; »Du wirst sodann sprechen; was immer Du mir auch mitzutheilen haben mögest, so darfst Du sicher seyn, daß ich Dich anhören werde, ohne im Vorhinein den Beschluß gefaßt zu haben, jedenfalls einer andern als deiner Meinung zu seyn.«

»Dessen bin ich überzeugt, mein Vater.«

Nun erfolgte eine kurze Stille; sodann begann der Marquis mit der Hast eines Mannes, den es drängt seinen Geist von der Wucht einer auf ihm lastenden Ungewißheit zu befreien:

»Wenn wir die Dinge von ihrem jetzigen Standpunkte aus betrachten und nicht auf glückliche Zufälligkeit und spätere Veränderungen zum Bessern rechnen, so dürfte es gerathen seyn, unsere alten monarchischen Constitutionen als sehr gefährdet zu betrachten. Du darfst daher überzeugt seyn, daß die Revolution, welche bereits die königliche Gewalt vernichtet hat, auch ohne Unterlaß bemüht seyn wird, den Adel abzuschaffen, der eines Tages eine Kräftigung für das Kö-

nigthum werden könnte, wenn dieses sich je entschließen sollte, aus seiner sträflichen Apathie hervorzugehen. Zuerst wird man den Adelstitel abschaffen, dann wird man das Majorat, diesen Pfeiler des Gebäudes der Aristokratie, zu vernichten bemüht seyn. Ich werde nicht von Dir verlangen, Chevalier, daß Du Dich mir gegenüber verpflichten sollest, nie Vortheil aus den Gesetzen ziehen zu wollen, welche Dir gleichen Antheil an meinem Nachlaß wie deinem ältern Bruder zuweisen; wenn Du aber willst, daß der Rest meines Lebens nicht entsetzlich getrübt bleibe, so schwöre mir, nie ein Hinderniß gegen meinen lange gehegten Plan abzugeben, den ich Dir zwar heute erst anvertraue und der darin besteht, Amaury mit deiner Cousine O'Brien zu vermälen. Diese Vermälung, die ich vor Kurzem nur wünschte, um die Größe unseres Hauses vermehren zu können, ist gegenwärtig das einzige mir übrig gebliebene Mittel, seinen Verfall zu verhindern. Du allein, mein Sohn, vermagst dessen Anwendung zu hindern und diese letzte Hoffnung zu nichte zu machen, deren Erlöschen mein Alter mit Bitterkeit überströmen würde. Solltest Du Elianen lieben, so werde ich nicht so grausam seyn, von Dir ein Versprechen zu verlangen, das dem Opfer deines Glückes gleich käme; ich kann jedoch nicht annehmen, daß Du sie anders liebst, als wie man ein kleines, sanftes, anmuthiges Mädchen zu lieben pflegt, deren Liebe zu Dir ebenfalls nur ein kindischer Einfall ist; ist dem aber so, so kann es Dir völlig gleichgiltig seyn, ob sie eines Tages deine Lebensgefährtin oder deine Schwägerin wird. Antworte mir mit der unumwundensten Freimüthigkeit, selbst wenn deine Antwort eine absolut abschlägige seyn sollte . . . ich bin seit einem Jahre so sehr an Widerwärtigkeiten gewöhnt, daß . . .«

»Sprechen Sie nicht weiter, mein Vater, ich beschwöre Sie!« unterbrach ihn Robert, indem er die Hand des Marquis erfaßte und ehrfurchtsvoll an seine Lippen führte.

»Wie! mein Sohn! Du willigst ein . . .«

»Mein Vater, ich habe in nichts einzuwilligen, da ich kein Recht besitze, das ich meinem ältesten Bruder abtreten könnte. Ich werde Ihnen nicht verhehlen, daß ich mit Seligkeit an dem Gedanken hing, eines Tages der Gatte meiner Cousine Eliane werden zu können, weil ich weiß, daß dies der Lieblingswunsch meiner Mutter ist; Sie aber, mein Vater, setzen mir nicht nur auseinander, wie Sie aus Familienrücksichten die Vermälung Amaury's mit Elianen wünschen; Sie fügen noch eine Erwägung hinzu, die für sich allein ausreichen müßte, mich gänzlich für Ihre Pläne zu gewinnen. Wenn ich daher, mein theurer Vater, Ihnen Trost in Ihrem Kummer dadurch gewähren kann, daß ich an der Verwirklichung Ihrer liebsten Hoffnung arbeite, so werde ich es mit Freuden thun und mich glücklich schätzen, um den Preis des von mir verlangten Opfers einen neuen Anspruch auf Ihre Güte zu erlangen, deren ich mehr als je bedarf.«

»Habe Dank, Dank, mein Kind!« rief Herr von Estagnol nicht ohne wahre Rührung, die sich auch in seiner Stimme und Ausdrucksweise kund gab. »Was,« fügte er hinzu, »hast Du nun von mir zu begehren? — Du hast doch nicht gleich Wichtiges im Sinne?«

»Die Sache, die ich verlangen will, ist im Gegentheile sehr wichtig, mein Vater . . . sie ist es in so hohem Grade, daß ich kaum wage . . .«

»Sprich ohne Furcht, Lieber; Du hast Dir das Recht erworben, mir Alles sagen zu dürfen.«

»Wohlan! mein unglücklicher Bruder . . .«

»Was kannst Du für ihn noch wünschen wollen?« unterbrach ihn der Marquis mit einer Art düsterer Lebhaftigkeit; »hast Du nicht seinethalben dem Mädchen entsagt, das Dir von deiner Mutter zur Frau bestimmt war?«

»Aber ich will ja nicht von Amaury sprechen, mein Vater, sondern von Roland!«

»Roland!« schrie der Marquis mit furchtbarer Stimme; »hast Du denn vergessen, daß er todt ist?«

»Ach! nein, mein Vater, er ist es nicht; Sie wissen dies nur zu gut und ich beschwöre Sie . . .«

»Sage mir nicht, daß er noch lebt, mein Sohn; glaubte ich es, ich wäre genöthigt, ihn zu verfluchen.«

»Thun Sie das nie, mein Vater, ums Himmels willen, thun Sie das nie! Versprechen Sie mir im Gegentheil, daß ein Tag kommen wird, an welchem Sie ihm sein sträfliches Verhalten verzeihen werden; ich schwöre Ihnen, daß er nicht den vollen Gebrauch seines Verstandes besitzt, daß er unzurechnungsfähig ist; ich habe den Beweis dafür mehr als einmal gesehen. Sein Herz ist nicht minder krank als sein Geist; er wird aber zu bessern Gesinnungen zurückkehren; er wird eben so auffällig bereuen, als er gefehlt hat, und wenn Sie nun mit allzu großer Strenge gegen die Verirrungen seines früherm Lebens zu Werke gingen, so . . . .«

»Du siehst, daß ich es nicht thue, da ich sogar mich weigere, an sein Leben zu glauben.«

»Ich anerkenne, daß dies unter den gegenwärtigen Verhältnissen großmüthig handeln heißt; sollte er aber später wieder vor Ihnen erscheinen, vom Schmerz peinlicher Erinnerungen niedergedrückt, von Gewissensbissen zerfleischt,

so würden Sie doch nicht darauf beharren, in ihm einen dem Grabe entstiegenen Abgeschiedenen erblicken zu wollen.«

Herr von Estagnol zögerte einen Augenblick mit seiner Antwort, dann sagte er mit fester Stimme:

»Ja, Robert, so und nur so würde ich handeln. Der verlorne Sohn, der nur sein Erbgut in Orgien verschwendete, war der Verzeihung würdig, als er sie knieend auf der Schwelle der väterlichen Wohnung erbat; aber ein Edelmann, der zum dreifachen Renegaten und Schurken geworden, der gleichzeitig sein Wappenschild entehrte, seinen Souverän verrieth und von seiner Fahne desertirte, hat nur noch eines von den Seinigen zu erwarten, daß sie sich nemlich von ihm durch ein Leichentuch getrennt glauben.«

»O, mein Vater, wie können Sie sich mit solcher Grausamkeit ausdrücken, wenn ich mich der Gefahr aussetze, das Herz meiner armen Mutter zu zerreißen, um dem Ihrigen, das ich mehr in Betrübniß, als Zorn wähnte, einigen Trost zu geben! Wie soll ich mich in den Augen meiner Mutter entschuldigen, wenn ich nicht mehr das Recht habe, ihr zu sagen: Vergeben Sie mir, theure Mutter; ich that es, um Verzeihung für Roland damit zu erkaufen.«

»Und dies war wirklich deine Absicht, Robert?« rief der Marquis.

»Ja, ich kann es beschwören; meine Ehrfurcht vor Ihnen, mein Vertrauen in Ihre Güte ließen es nicht zu, die Gewährung meiner Bitte als Bedingung für die mir auferlegte Verpflichtung zu erheischen. Sie, mein Vater, Sie sind noch immer frei; aber ich, ich bin es nicht mehr . . . aber ich werfe mich zu Ihren Füßen . . .«

»In meine Arme! In meine Arme sollst Du kommen, mein Kind,« unterbrach ihn Herr von Estagnol, indem er ihn an seine Brust riß; »ich werde ihm verzeihen, ich verspreche es Dir; sollte die Reuestunde für ihn auch noch so spät schlagen . . . Und doch, wenn Du wüßtest, was ich durch ihn gelitten habe! Aber gleichviel, Du hast mein Wort und ich werde es gewissenhaft halten, wenn Gott ihm je die Gnade erweiset, daß er von seinen sträflichen Verirrungen zurückkömmt. Nur aber, darum bitte ich Dich, lasse mich bis dahin seinen Namen nicht wieder hören!«

Der Marquis verhüllte sein Gesicht mit beiden Händen, um Robert die Verzweiflung und Scham zu verbergen, die sein gewöhnlich bis zur Sorglosigkeit ruhiges Gesicht verzerrten.

»Fassen Sie Muth, mein armer Vater,« sagte Robert mit dem Tone der ausdrucksvollsten Zärtlichkeit, »wir werden jetzt nicht von ihm sprechen; wir werden warten und seine sträfliche Thorheit mit unserer unerschütterlichen Treue wieder gut zu machen suchen; wir werden zu Gott beten, daß er ihn heile und erleuchte; der Tag wird dann vielleicht kommen, an welchem wir alle wieder vereinigt seyn und der bürgerlichen Zwietracht werden vergessen können, die so viel Geister irre geleitet, so viele Gemüther verderbt hat.«

»Ich nehme die Prophezeiung an, mein Robert,« antwortete Herr von Estagnol, nicht ohne einigen Unglauben in dem Tone seiner Worte kund zu geben; »nichts destoweniger wird mich nie etwas über den entsetzlichen Gedanken trösten können, daß nicht alle meine drei Söhne denselben Weg der Pflicht wandelten; es ist dies kein Vor=

wurf, den ich Dir machen will, da ich mich nicht zum Richter zwischen deinem und deines Bruders Verhalten aufwerfen will. Ihr habt beide ehrenhaft gehandelt und die Zukunft allein wird entscheiden, wessen Thun den Interessen Frankreichs angemessen war . . . Armes Frankreich! Ich sehe es bereits für verloren an, mein Sohn!«

»Ich glaube nur, daß es furchtbaren Prüfungen unterworfen seyn wird, mein Vater; es wird sie aber triumphirend bestehen, zweifeln Sie nicht daran!«

»Mögest Du die Wahrheit sprechen, mein Sohn! möge dieser Triumph nicht erst mit dem Leben meiner Kinder erkauft werden müssen . . . Sollte dieses jedoch nöthig seyn, so werde ich mich daran erinnern, daß einst acht d'Estagnols auf einem Schlachtfelde Frankreichs ihre Treue mit dem Tode besiegelten. Du, mein Robert, Du wirst diese Sprache sehr verschieden von jener finden, die ich am Tage deines Abganges zum Regiment an Dich richtete. Damals sprach ich mit dem Leichtsinne des Glücklichen; das Unglück meines Königs und meines Landes haben aber einen andern Menschen aus mir gemacht . . Vergiß die Rathschläge, die ich Dir zu jener Zeit gegeben habe . . . ich weiß Dir sogar Dank dafür, daß Du sie bis jetzt nicht befolgt hast . . . vielleicht sollte ich auch deiner trefflichen Mutter dafür danken . . . ich werde es auch thun. Jetzt aber gute Nacht, mein Kind. Zähle auf mich, wie ich auf Dich zähle.«

Und nun entfernte sich Herr von Estagnol und ließ Robert erschüttert und erstaunt über alles, was er gehört hatte, zurück.

Was würde der edle Jüngling erst empfunden haben, wenn er gewußt hätte, daß die ihm so auffällige Verände-

rung im Charakter und den Gesinnungen seines Vaters einigermaßen auch sein Werk war?

»So wird denn doch endlich,« sagte er zu sich selbst, »das Leben meiner armen Mutter sich angenehmer gestalten und überdies habe ich auch dem armen Roland Verzeihung erwirkt.«

So war die Wesenheit der langen Reflexionen beschaffen, inmitten welcher aber nichtsdestoweniger fortwährend die Erinnerung an das entzückend schöne Angesicht Elianens auftauchte, die ihm an demselben Abend, an welchem er sich verpflichtet hatte, ihr für immer zu entsagen, mit allen Reizen der rasch aufgeblühten Jugend erschienen war.

III.

Das regenerirte Frankreich.

Die großen und weisen Geister, die seit langen Jahren den Ausspruch gefällt haben, es müsse Alles in Frankreich geändert werden, müssen wohl jetzt auf dem Gipfel ihrer Wünsche angelangt seyn, da von alten Institutionen, über die sie den Stab gebrochen haben, nichts aufrecht geblieben ist. Die Umgestaltung ist eine vollständige und das beliebt man das regenerirte Frankreich zu nennen.

Zuerst trat die Republik an die Stelle der Monarchie, bald nach der Katastrophe vom 10. August, diesem dritten großen Siege des von einem Ende des Landes bis zum andern in Masse aufgestandenen Volkes über das entmuthigte, verrathene und verkaufte Königthum, das noch mehr als am 14. Juli und am 6. October darauf bestanden war, sich nicht vertheidigen zu wollen und es

vorzog, lieber seine Vertheidiger erwürgen als das Blut seiner Feinde vergießen zu lassen.

Demnach wurde die Republik proclamirt; während eines mehrmonatlichen Versuches konnte die Nation wähnen, sie regiere sich selbst; da man jedoch bald erkannte, daß ein sichtbares Symbol der Autorität noth thue, um den unwissenden Massen zu imponiren, beschloß man später, der Henker solle im Namen der gegenseitigen Brüderlichkeit und der Freiheit für Alle regieren.

Er regierte, mächtiger, geachteter, geschmeichelter, in tieferem Gehorsam, als es je mit den größten Monarchen der Fall gewesen war. Ein Volksvater nach der Art des Saturns, der seine Nachkommenschaft verschlang, waren es die Insignien seiner Würde, durch welche sich seine geheimen Instincte kund gaben. Seine Krone war eine blutrothe Mütze, sein Scepter ein nie rastendes Beil, sein Thron ein Schaffot. Umrungen von seinen tapfern Rittern, die man Sansculottes nannte und von seinen Ehrendamen, die sich unter einander selbst den Ehrennamen der Blutleckerinnen von der Guillotine gaben, hielt er Hof auf dem öffentlichen Platze und athmete mit Wollust den Dunst der Leichen auf, die sich rings um seine Wohnung aufhäuften.

Laßt uns weiter gehen!

Gott wurde aus seinen profanirten Tempeln verbannt; tugendhafte Philosophen entkleideten ihn seiner Macht; ihr Genie entschied, die christliche Religion sey eine Beschimpfung der menschlichen Vernunft. Geduld jedoch! bald werden auf den verödeten und verwüsteten Altären in Gaze gekleidete und mit Rosen bekränzte Buhlerinnen steigen, weil dieselben Philosophen, welche zu Gesetzgebern des Königreichs

eines heiligen Ludwigs geworden, eines schönen Tages entdecken werden, daß ein Volk, das irgend einen Glauben hat, sich stets mit mehr Leichtigkeit regieren läßt; sie werden erwägen, daß die Franzosen, wenn ihnen ein in seiner Form anmuthiger und in der Ausübung bequemer Cultus gegeben wird, nur um so eher der strengen Lebensweise und des alten Glaubens ihrer Väter vergessen dürften.

Der Adel, der den großen, im August und September vorausgesehenen und vorbereiteten Metzeleien und auch den kleinen tagtäglich vorkommenden Schlächtereien entging, schmachtete elend im Exil dahin oder sah dem Tod in den Gefängnissen entgegen. Ein Name war ein Verbrechen, das keiner weitern Untersuchung bedurfte; es genügte adelig zu seyn, um auch der Revolution verdächtig zu erscheinen, die inmitten ihrer Triumphe mißtrauisch blieb, obwohl ihr die eclatantesten Beweise der Treue und Anhänglichkeit von Adeligen gegeben wurden, die es dem Vicomte von Estagnol gleich thun oder ihn noch übertreffen wollten.

Laßt uns weiter gehen; die Ueberschau ist eine lange, namentlich für den, der es sich zum Gesetze gemacht hat, nichts vergessen zu wollen.

An die Stelle der Luxus der privilegirten Kasten, deren freche Ueppigkeit, wie sich die Spartaner jener Epoche auszudrücken pflegten, eine Unzahl von Industriezweigen und in diesen Millionen von Individuen beschäftigte, war die wilde Dürftigkeit Aller getreten. In dieser Hinsicht wenigstens war die Gleichheit, dieser zweite politische Glaubensartikel in dem neuen, politischen Dogma Frankreichs, keine freche Lüge, denn das Elend hatte alle Welt nivellirt; die Räuber und Henker waren fast eben so arm als die Beraubten und die Opfer . . . Was duldet man

aber nicht gern für eine Sache, die man so sehr liebt, daß man gern zum Dieb und Mörder wird, nur um ihr besser dienen zu können?

Weiter! Weiter!

Es gab keine gesellschaftlichen Beziehungen, keine Vergnügungen, keinerlei Unterhaltungen mehr. Die Civilisation war nicht nur völlig verschwunden, sie schien nie existirt zu haben!

Die Nation, die noch vor Kurzem die eleganteste, heiterste und humanste auf Erden gewesen war, trug jetzt die Tracht der Galeerensclaven, machte ihrer Lustigkeit in Todesrufen Luft und fand an nichts Wohlbehagen, als an den unentgeltlichen, von seinem Souverain, dem Scharfrichter, ihm gegebenen Schaustellungen; freilich that er dies in einer Weise, die an Großartigkeit Alles übertraf, was je diesem Lande ehedem geleistet worden war.

In unserer Hast ein Ende zu machen mit der Aufzählung aller Wohlthaten des neuen Regiments haben wir, trotz unseres festen Entschlusses, nichts zu übergeben, doch fast zu erwähnen vergessen, daß man den König, seine Frau und seine Schwester getödtet, daß man dem jungen Dauphin einen brutalen Trunkenbold, einen Schuhflicker zum Hofmeister gegeben, da man den Prinzen seines zarten Alters halber nicht zum Tode, sondern blos zur Verthierung verurtheilte. Dieser Schuhflicker unterrichtete seinen jugendlichen Zögling mittelst Fußstößen in Obscönitäten und Blasphemien: man sieht, daß die Fenelons jener Zeit in allen Beziehungen der Sully's und Colberts würdig waren, von denen sie gewählt wurden. Da man sich ferner überzeugt hielt, Gott für immer abgeschafft zu haben, nachdem man seine Nichtexistenz decretirt hatte, so behauptete man in

vollkommen logischer Weise, daß die Priester fortan ganz unnütz seyn müßten. Demgemäß erwürgte man alle jene, derer man habhaft werden konnte, erklärte andere für vogelfrei, damit Jedermann das Recht habe, über sie herzufallen, und schändete den Charakter einiger noch übrigen, indem man ihnen das Messer an die Gurgel setzte und sie so zum monströsen Abfall, zur Ehe und zur Abschwörung ihres Glaubens zwang.

Es trübt sich der Geist und die überspanntesten Ausdrücke erscheinen unzureichend, sobald man es unternimmt, dem Leser mit ergreifender Wahrheit den Zustand schildern zu wollen, in welchen eine große Nation verfiel und zwar in Folge des Entsetzens, den ihr diese Umgestaltung aller Dinge einflößte, welche sie jedoch mit allen ihren Wünschen herbeigerufen und mit aller Kraft unterstützt hatte. Man fragt sich unwillkürlich, ob eine solche Umwandlung denn wirklich möglich war; da der Zweifel aber eine Unmöglichkeit ist, so erstaunt man, daß die Nation, die einer solchen Prüfung unterzogen wurde, sie auch zu überstehen vermochte, da nicht nur die Civilisation in ihrer Mitte einen völligen Stillstand erfuhr, sondern Barbarei binnen weniger Tage das Werk von Jahrhunderten zerstörte; so kurze Frist genügte ihr, um alles, was sie nicht gänzlich vernichten konnte, wenigstens ganz und gar unkenntlich zu machen. Städte, die berühmt waren wegen der Humanität ihrer Gesittung, schienen nur mehr von wilden Stämmen bewohnt zu seyn, die sich gegenseitig Haß und Kampf bis zur völligen Vernichtung zugeschworen hatten. Diese Wuth sprach sich selbst in den kleinsten Orten aus und es war noch gefährlicher, passiver Zuschauer zu bleiben, als activ Theil zu nehmen. Es war genug, zu den Gemäßigten zu gehören,

um auch den neuen Machthabern durch und durch verdächtig zu erscheinen. Wer daher nicht zu den Denuncianten zählte, oder zu den Stammbesuchern der gratis auf der Guillotine dargestellten Schauspiele, oder zu den Mördern selbst gehörte, hatte keine andere Alternative, als sich stets zwischen seinen vier Mauern verborgen zu halten. Zwang ihn unumgängliche Nothwendigkeit, dieselben zu verlassen, so schlüpfte er, ebenfalls in Banditentracht gehüllt, durch die einsamsten Straßen, glitt längs der Häusermauern fort, fürchtend, man werde ihn als einen rechtschaffenen Menschen erkennen, als einen, der nicht die Fähigkeit besäße, seines Gleichen verderblich zu werden. Nöthigenfalls befleckte er auch, ehe er seine Behausung verließ, die Aermel seiner Carmagnole mit Blut, um für einen der Helden des Tages zu gelten, so wie die Zierbengel zur Zeit der Regentschaft ihre Hemdkrausen mit Wein befleckten und taumelnd einhergingen, um bei der Menge den Glauben zu erregen, sie kämen von einer der im Palais-Royal gewöhnlichen Orgien.

Bei einer ihrer tollkühnen Tapferkeit und stolzen Gleichgiltigkeit gegen den Tod halber seit langer Zeit berühmten Nation muß der Schrecken, dieser Genius der ganzen Revolution, als ein unerhörtes, fast unglaubliches Phänomen betrachtet werden, da er nicht nur die Geister verwirrte, sondern auch die stolzesten Gemüther, die unbestechlichsten Charaktere erniedrigte und schändete. Es gab Leute, die aus Liebe zum Leben, einem so elenden, so qualvollen, so drückenden Leben, daß es zu Selbstmordgedanken Anlaß gab, daß sie Schutz für ihre Köpfe in den revolutionären Comité's suchten, deren Aufgabe in der Sorge bestand, das Beil des Henkers nie feiern zu lassen. Gleich Schafen, die in Tigerhäute gesteckt worden

waren, flüchteten sie sich in die Schlachtbank selbst, hoffend, daß dieser Muth der Angst sie vor Erkennung sichern werde. Andere, die in ihrer Feigheit weniger dreist waren, beschränkten sich auf eine schüchterne Denunciation ihrer Nachbarn, die ihnen jedoch mitunter bereits zuvorgekommen waren. Die unbestechliche Revolution aber empfing sie beide in gleicher Weise und schickte sie mit einander auf die Guillotine, um ihnen den Beweis zu liefern, daß sie sich weder durch Geschäftszuweisung zerstreuen, noch durch Geschenke milder stimmen lasse. Niemand dachte daher daran, dieser monströsen Macht Widerstand leisten zu wollen, da sie ohne weitere Untersuchung durch ein Wort verurtheilen und durch einen Wink tödten konnte. So wurden Eltern ihren Kindern, Kinder ihren Eltern entrissen, ohne daß weder die einen noch die andern sich auf die Fanghunde des Todes gestürzt hätten, um ihnen ihre Beute zu entreißen. In den Straßen, welche zu den Plätzen führten, in denen das Schaffot nicht als vorübergehende Erscheinung, sondern als unzerstörbares Monument aufgeführt war, konnten in der Kraft des Lebens stehende Männer, die sich auf einem Schlachtfelde gewiß muthig geschlagen haben würden, den theuern Jugendfreund, die mit allen Kräften des Geistes und Herzens geliebte und angebetete Frau zum Tode führen sehen, ohne anderes zu thun, als den Kopf zur Seite zu wenden. Legten sie dabei etwa Verzweiflung oder Entsetzen an den Tag? Durchaus nicht; sie handelten blos aus Furcht so, daß man sie des unverzeihlichen Verbrechens anklagen würde, mit den auf den Henkerkarren sitzenden Sträflingen bekannt zu seyn.

Und doch wußten dieselben Männer muthig zu sterben,

wenn die Reihe dazu an sie kam; es schmerzte sie alsdann sogar, so viel Gewicht auf das Leben gelegt und sich die mühsame, aber kurze Fristung desselben entehrt zu haben; ihr Gewissen machte ihnen Vorwürfe darüber, vor Gott mit dem Verbrechen beladen, nicht gegen die Revolution angekämpft zu haben, erscheinen zu müssen.

Mit der Veränderung der Charaktere und Sitten der Bevölkerung hatte auch das Land ein ganz anderes Aussehen gewonnen. Die düstere Physiognomie der Städte, die Oede der Straßen, in denen sich nur einzelne, furchtsam vorüber eilende Gestalten sehen ließen, konnte zu dem Glauben Anlaß geben, die Pest habe hier gewüthet. In den Kaufläden fehlte es an den nothwendigsten Gegenständen; viele waren gänzlich leer und geschlossen. In den Ateliers herrschte Stille und Einsamkeit. Die Paläste der Künste wurden eben so wie die Tempel der Religion geflohen, weil ein besserer und edler, wenn auch profaner Kunstgeschmack hinreichte, um den Besitzer desselben als verdächtig erscheinen zu lassen. Ein anständiges Kleid, reine Schuhe, das Tragen eines Hutes wurden als Beleidigung gegen die Machthaber des Tages angesehen. Weiße, reine Hände waren eine Denunciation und außer Robespierre durfte Niemand sich des Verbrechens schuldig machen, für sein Aussehen Sorge zu tragen.

So herrschte nicht nur die Tyrannei der Bürger, sondern auch der Despotismus der ekelhaftesten Pöbelhefe, die Alles beschmutzen und erniedrigen will, nur damit sie nicht mehr aus andern hervor kenntlich sey. Man konnte sich nicht mehr ans Fenster begeben, ohne Zeuge einer Mordscene zu werden; horchte man irgend einem fernen Geräusche, so konnte man überzeugt seyn, bald den Angstschrei

eines Opfers und das grausame Gelächter seiner Mörder hören zu müssen. Fuhren Wagen vorüber, so zeigte ihr Rasseln entweder einen Artilleriepark, den das Vertheidigungscomité an die bedrohten Grenzen entsendete, oder die Henkerkarren an, die stets überfüllt dem Hinrichtungsplatze zurollten, dem Ausladungsorte der Menschenfleischfracht.

Aus Mangel an der nöthigen Ausbesserung stürzten viele Häuser ein; andere, erst zur Hälfte gebaute, stürzten in Ruinen zusammen, ehe sie noch vollendet waren. Die öffentlichen Monumente verfielen; Gras wuchs in den Straßen und auf den Plätzen; aus dem Boden sah man eine seltsame, monströse, gewissermaßen aufdringliche Vegetation hervorwuchern, die es der Revolution an Frechheit gleich thun zu wollen schien.

Den Wochen, Monaten, Städten und Individuen wurden neue Namen beigelegt; jedes Andenken der Geschichte, wo immer es sich zeigte, sorgsam vertilgt; neue Sitten unter Todesdrohungen aufgezwungen. Man mußte sich gegenseitig mit Du ansprechen, auf der Straße essen, bei jeder Enthauptung Beifall klatschen; es wurde als ein Beweis von gutem Bürgersinn angesehen, wenn man seine Frau verließ, um mit seiner Magd zu leben, oder das anonyme Kind einer unehelichen Mutter adoptirte, um einen guten Sansculotten zu erziehen.

Städte, welche früher stolz auf ihre Unabhängigkeit gewesen, beugten sich jetzt unter dem Joche der Proconsuln, welche stahlen, Gelderpressungen machten, würgten und ungestraft Schande über die Familien brachten. Weh dem, der ein schönes Weib, eine schöne Tochter besaß. Man verhaftete ihn als Feind der Republik; sobald der Proconsul die Stirne in düstere Falten zog, war auch sein Todesurtheil

geschrieben und besiegelt. Warf sich aber seine Lebensgefährtin, oder der jüngere Engel seines Haushaltes dem furchtbaren Sendling des Conventes zu Füßen und flehte die Arme mit erstickter Stimme um Gnade, so ließ sich der Tiger wohl erweichen, nicht aber ohne zuvor einen Preis auf seine Milde gesetzt zu haben; dem Gefangenen sollte das Leben geschenkt werden, falls das arme im Staube ächzende Geschöpf einwilligte, sich seinen Lüsten Preis zu geben; erschöpft, halb wahnsinnig vor Schmerz, geht sie stillschweigend auf den gräulichen Handel ein; kehrte sie dann befleckt heim, so erfuhr sie fast immer, sie sey mittlerweile Witwe oder Waise geworden . . . Anstatt die zugesagte Begnadigung zu vollstrecken, hatte der Mann der Revolution die Stunde der Hinrichtung beschleunigt, damit nicht gesagt werden könne, ein Republikaner habe seine Pflicht persönlichen Wünschen geopfert.

Vergebens suchte man in ganz Frankreich nach einem jener öffentlichen Gärten, in welchem die elegante Welt sich sonst an schönen Sommertagen versammelte, oder nach jenen lustigen Kneipen, in denen der mit seinem Schicksal zufriedene Handwerker nach der Werkeltagswoche zu trinken und zu singen pflegte. Die Gärten waren mit den Spaten der sogenannten Philantropen nivellirt worden; in den Schenken brüllten die Clubs und alles dies geschah angeblich nur im Interesse der Nation, die man zur strengen Einfachheit spartanischer Sitten zurück führen wollte. Doch halt! wir müssen gerecht seyn! noch war die Carmagnole, der Tanz rings um auf einander gehäufte Leichen gestattet, eben so das berüchtigte Lied Ça ira! unter den Straßenlaternen, an deren Pfählen man irgend einen armen Teufel aufhing, der immer für einen Aristokraten gelten mußte,

damit sein Tod in den Augen des guten Volkes gerechtfertigt erscheine.

In einigen privilegirten Städten blieb das Schaffott permanent, so wie in Paris. In Lyon demolirte man die Häuser und schoß die Bürger mit Kartätschen nieder; in Nantes ertränkte man sie mittelst eigens hierzu gebauter, mit Klappen construirter Schiffe; in Avignon metzelte man in allen nur erdenklichen Weisen; in Arras wurden die Hinrichtungen für vierundzwanzig Stunden ausgesetzt, weil der Henker der Ruhe und die Guillotine der Ausbesserung bedurfte: rührende Beweggründe, welche den Todeskampf der Opfer verlängerten, ohne die Republik weder um eine Thräne noch um einen Tropfen Blut ärmer zu machen. In manchen Provinzen, wie in Elsaß und in der Franche-Comté, wurde die Guillotine von Stadt zu Stadt geführt; wurde sie von irgendwo weggebracht, so ließ sich Niemand beifallen, zu sagen, sie würde nicht wieder kommen.

Auf dem flachen Lande war das gebotene Schauspiel noch schmerzlicher, als der Anblick der Städte, so weit es auch mit diesen schon gekommen seyn mochte. Die Felder blieben brach liegen, weil es an Händen zur Bearbeitung fehlte. Die Ernte vertrocknete oder verfaulte auf den Feldern, weil die Besitzer vertilgt worden waren. Die Hütten wurden nicht minder zu Ruinen, als die Schlösser des emigrirten Adels, der ehedem die Wohnung des Armen in Schutz genommen hatte. Dem ächtenden Bauer blieb eben so wenig ein Obdach, um sein Haupt zur Ruhe zu legen, als dem geächteten Edelmann. Die isolirten Pachthöfe wurden eben so viele Räuberhöhlen; dasselbe konnte man von ganzen Dörfern in gewissen Gegenden sagen. In den Umgebungen der Dörfer, in denen nie mehr fröhliche Gesänge

gehört wurden und aus denen öfter nicht ein einziges, dünnes Rauchsäulchen aufstieg, strichen ganze Rudel von Wölfen umher; da sie jene Heerden nicht mehr fanden, von denen sie den Zehnten zu erheben gewohnt waren, so fielen sie über Kinder, Frauen, Greise her, über arme Geschöpfe, die nicht minder ausgehungert, als sie selbst waren. Auf den sonst belebtesten Landstraßen wuchs Gras; einige waren daher auch völlig unwegsam geworden. Keine andern Reisenden wurden mehr auf ihnen gesehen, als umherziehende Volksrepräsentanten, eine Art Sendlinge für Aechtungen und Metzeleien; ihr Reisegefährte war der Henker, unausgefüllte Todesurtheile füllten ihr Portefeuille, eine Guillotine war ihr Gepäck; an den Thoren der im voraus trauernden Städte wurden sie von einer aus Denuncianten bestehenden Deputation, von einer aus Mördern gebildeten Ehrenwache erwartet. Bisweilen sah man jedoch auf den Höhen geschlossene Gruppen, lange Reihen von Männern erscheinen, die mit einer gewissen Regelmäßigkeit einher zogen, als wenn sie an den Tact des Trommelschlags einigermaßen gewöhnt gewesen wären. Es waren dies Abtheilungen von Freiwilligen, die der Armee zuzogen. Näherten sie sich einer Ortschaft, so pflegten bisweilen einige Unbekannte, die zu den Truppen gehörten, sich von der Hauptgruppe zu sondern; während diese durch den bewohnten Ort unter dem Absingen der Marseillaise zogen, umgingen ihn jene in tiefem Schweigen und vereinigten sich dann erst wieder mit ihren Gefährten, wenn diese sich bereits auf freiem Felde befanden, das heißt, außer der Tragweite der Blicke etwaiger Spione. Diese vorsichtigen Wanderer waren für gewöhnlich Angeklagte, die das Glück hatten, sich durch die Flucht ihrem Schicksal zu entziehen, deren Kopf aber noch immer be-

droht war; Söhne von Emigranten, die von ihren Familien als Kinder zurück gelassen und seitdem herangewachsen einer Macht verdächtig geworden waren, deren Mißtrauen alle Grenzen überstieg; ferner waren es zum Tode Verurtheilte, denen das Mitleid eines Kerkermeisters oder die Zerstreuung des Henkers gestattet hatte, wie durch ein Wunder ihrem Schicksal zu entgehen. Selbst Priester, noch triefend von dem Blute der rings um sie her geschlachteten Mitbrüder, schlüpften in die Reihen der improvisirten Soldaten, da sich ihr Gewissen bei dem Gedanken erleichtert fühlte, eine Muskete gegen die Feinde der Republik zu tragen, was sie bei weitem dem Zwange vorzogen, einen Eid abzulegen, der eine Blasphemie seyn würde. Alle in diese Kategorie Gehörigen brauchten einander nicht erst ihre Geheimnisse mitzutheilen, um großherziger Weise auf einem Schlachtfelde das Blut zu vergießen, das ihr undankbares und aller Voraussicht ermangelndes Vaterland auf dem öffentlichen Platze durch die Hand seines vornehmsten Beamten, des Henkers, hatte vergießen wollen.

Während nun dieser Henker von einem Ende Frankreichs bis zum andern damit beschäftigt war, das sträfliche Geschlecht der Rechtschaffenen zu vernichten, zog das gemeine Verbrechen, das sich nicht einmal die Mühe gab, Schutz hinter der sogenannten Lüge des Staatsrechtes zu suchen, hochgehaltenen Hauptes mit dem stolzen Vertrauen einher, das nur die Sicherheit der Straflosigkeit verleihen kann. Raub und Mord waren an der Tagesordnung und wurden von den Verbrechern in etwas kleinerem Maßstabe geübt, als es die zu jener Zeit am Ruder sitzenden Männer zu thun pflegten; Gerechtigkeit konnte nur von den revolutionären Tribunalen gehandhabt werden; deren Mo-

mente waren aber bekanntlich viel zu kostbar, als daß sie solchen Kleinlichkeiten, wie es etwa Sicherheit der Person und des Eigenthums sind, hätten zugewendet werden können. Die öffentlichen Wagen wurden am hellichten Tage unmittelbar vor den Stadtthoren angehalten; Forste wurden unter den Augen der Besitzer geplündert; wagten es diese ihr Eigenthum zu vertheidigen, so hing man sie an den ersten besten Baum. Seit Jahrhunderten schlummernde Gehässigkeiten erwachten unter der Aegide der allgemeinen Unordnung; Racheacte wurden vollführt, die früher unter dem Einfluß einer wohlthätigen Furcht vor den Gesetzen nur Drohungen gewesen waren.

Zagen und Zittern war das Loos desjenigen, von dem man wußte, daß er einiges Gold irgendwo verborgen hatte. Räuberbanden, denen man der Natur ihrer Verbrechen halber den bedeutungsvollen Namen der »Erhitzer« beigelegt hatte, drangen in seine Wohnung ein und zwangen ihn unter Anwendung gräulicher Martern, den Ort anzuzeigen, an welchem er seine letzten Hilfsquellen verborgen hatte; er konnte sich noch glücklich schätzen, wenn die Ruchlosen, die ihn erst gemartert und dann geplündert hatten, ihn nicht noch zum Zeugen eines andern Verbrechens machten, das sein Haus mit Schmach bedeckte.

Da der Gesellschaft nicht nur die Schranke des Gesetzes, sondern auch jedes religiöse Gefühl mangelte, so zerfiel auch die Familie eben so wie der Staat. Man sah Väter, welche es als unnöthigen Luxus betrachteten, ihre Kinder zu ernähren; Kinder, welche ihre Eltern an die öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten wiesen, nachdem ihnen diese zuvor ihre ganze Habe geschenkt hatten. Rabenmütter wurden keineswegs mehr als monströse Seltenheiten betrachtet!

Die Ehescheidung, die man zuerst als gesellschaftliche Verbesserung, als ein Ergebniß des Fortschrittes menschlicher Vernunft betrachtet hatte, wurde zum Spiele, nachdem sie zuvor noch eine Mode gewesen war. Es kam so weit, daß man nicht mehr wußte, welchen Namen man heute einer Frau beilegen sollte, mit der man gestern erst gesprochen hatte.

In den Gemüthern war keine Spur von edlen, loyalen Empfindungen mehr zu finden, als wenn Ehre und Würde sich auf fremden Boden geflüchtet hätten. Bei den wenigen Geschäften, die noch verhandelt wurden, ging man ohne Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu Werke; Summen, die man in guter, klingender Münze entlehnt hatte, zahlte man in werthlosen Assignaten zurück; das Feld, das Haus eines Freundes, eines Verwandten, bisweilen sogar die Habe eines geächteten Vaters wurde um Spottpreise angekauft. Mit einem Worte, man hätte die ganze Nation entartet nennen müssen, hätte sich nicht noch die Tugend kund gegeben, muthig sterben zu können um sich nicht durch einen Act der Niederträchtigkeit das Leben zu sichern.

In nicht ganz fünf Jahren war ein solcher Zustand herbei geführt worden, der nun bereits seit anderthalb Jahren dauerte und immer noch schlimmer wurde.

Den Rechtschaffenen, welche diese unsägliche, in der Geschichte der civilisirten Völker vielleicht beispiellos gebliebene Zerstörung überlebt hatten, blieb nur noch Eine Hoffnung übrig, die nemlich, daß sich unter der einen Schreckensherrschaft bereits eine zweite gebildet hatte und functionirte, die an Grausamkeit der ersten nicht nachstand. So waren die Girondisten, nachdem sie den König hatten tödten und die constitutionelle Partei hatten vernichten las-

sen, unter den furchtbaren Streichen der Dantonisten gefallen; diese letzten, welche in der ganzen Fülle ihrer Vernichtungsdoctrin, durch das furchtbare Triumvirat Robespierre, Couthon und Saint-Just repräsentirt wurden, wurden wieder von einer Fraction ihrer ehemaligen Mitschuldigen bedroht, die sich plötzlich von einem edlen Eifer für die nur all' zu lange beschimpften Menschheit durchdrungen waren. Kälter und scharfsichtiger in ihrer Ruchlosigkeit begriffen sie früher als die Andern, daß die mehr erschreckte als besiegte Nation sich gewiß bald wieder aus ihrer sträflichen Betäubung aufraffen würde; sie sagten zu sich selbst, man müsse ihrer Entrüstung zuvorkommen und derselben dienen, wenn man nicht Gefahr laufen wollte, von der Flut ihres Zornes verschlungen zu werden.

Während aber dergestalt die Rivalität besser oder schlechter berathener Bösewichter zum Durchbruche kam und sich in den Kämpfen der Tribune Luft machte, strotzten die Gefängnisse von der Fülle der Eingekerkerten, waren die menschlichen Hekatomben zahlreicher als je zuvor. Man hatte sich genöthigt gesehen, vor der Barrière-du-Trône eine Filial-Guillotine zu errichten, da jene auf dem Platze Louis XV., wo bis dahin die Hinrichtungen ausschließlich statt gefunden hatten, nicht mehr ausreichte.

»Der sociale Körper wird um so gesünder, je mehr ihm zur Ader gelassen wird,« hatte der Komödiant Collot-d'Herbois gesagt, als er auf der Tribune des Convents von den täglich stattfindenden Executionen sprach.

Kurz zuvor hatte Saint-Just inmitten einer seiner Ansprachen, die stets damit endigte, daß er Köpfe verlangte, plötzlich ausgerufen: »Die Republik besteht eben

in der Vernichtung aller ihr feindlich Gesinnten.«

Unter dem Einflusse solcher Maximen gab es zur Zeit der eben von uns beschriebenen Epoche kein Mittel mehr, sich vor Verdacht in den Augen der wilden Triumvirn zu schützen, die sich selbst der Gefahr nahe gerückt fühlten, Angeklagte, das heißt Leichen zu werden, was zu jener Zeit so ziemlich eins und dasselbe war. Die demüthigste Stellung, die unscheinbarsten Verhältnisse, Armuth, Krankheit, die offenbarste Unmöglichkeit, in irgend etwas ein Hinderniß der Tagesvorgänge zu seyn, nichts vermochte denjenigen zu retten, dessen Existenz durch die vagste, aus dem Munde des verächtlichsten Angebers hervorgegangene Denunciation kund gegeben wurde. Es war so weit gekommen, daß man es nicht einmal der Mühe werth erachtete, den Verhafteten die Ursache ihrer Verhaftung mitzutheilen; die Mitglieder des revolutionären Tribunals, schmachvolle, grausame Sclaven, die vor den Blicken des Wohlfahrtsausschusses zitterten, verurtheilten oft, ohne nach dem Namen des Angeklagten gefragt, ohne ihm auch nur ins Angesicht geblickt zu haben. Wenn die Schergen der Guillotine in ein Haus eindrangen, was täglich, stündlich vorkam, und Denjenigen, gegen den eben ein Anklagedecret erlassen worden war, nicht zu Hause fanden, so wurde an seiner Stelle ein Anderer, ein Nachbar etwa, der erste Beste, der ihnen in die Hände fiel, mitgenommen, um nicht mit leeren Händen zurückzukommen; dem Beil, diesem wohlthätigen Beseitiger der Mißbräuche des alten Regimes, der königlichen Tyrannei, durfte es nicht an Köpfen zum Abhacken fehlen.

In jener Phase der auf den Gipfel ihrer Vernichtungs-

politik angelangten Revolution erschien eine Karrikatur von seltener Kühnheit und ergreifender Wahrheit, die ganz darnach gemacht war, die Massen ihrer sträflichen Apathie zu entreißen; bald war sie von unsichtbaren Händen, deren Verwegenheit und Zahl auf Mitschuldige im Schooße der revolutionären Macht selbst, natürlich mit Ausnahme des Triumvirats, schließen ließ, von einem Ende Frankreichs zum andern in Tausenden von Exemplaren verbreitet.

Diese Karrikatur stellte ein Schaffot dar, das sich inmitten einer unabsehbaren Ebene erhob, die mit dichten Lagen geköpfter und auf einander geschichteter Leichen bedeckt war. An einer Ecke dieser seltsamen Abbildung las man das Wort »Frankreich« ungefähr so wie auf einer Landkarte angebracht; auf den Leichenhügeln waren hin und wieder Stäbe aufgesteckt und an diesen Täfelchen mit der Inschrift: »französische Nation« befestigt. In der Mitte des ungeheuern Leichenfeldes erschien ein einziges lebendes Wesen, der Henker; Niemanden gewahr werdend, den er noch hätte köpfen können, schlug er sich selbst das Haupt ab, »der öffentlichen Wohlfahrt halber,« wie er zu sich selbst sagte, indem er sich an das verhängnißvolle Bret fest schnallte.

Man möge noch so viele Geschichten der Revolution schreiben, man möge ihre Verbrechen brandmarken oder sie in poetischem Lichte darstellen, so wird man sie doch nie in so effectvoller Weise resumiren können, als es der unbekannte Urheber jener heut zu Tage fast vergessenen Zeichnung zu thun vermochte.

Diesen Gräueln zur Seite und inmitten der erniedrigenden Mitschuld, an der fast das ganze Volk Theil nahm, gab es jedoch noch ein Schauspiel ermuthigender Größe für

kräftige Seelen, welche durch die Uebergriffe der Revolution noch nicht ihren Patriotismus eingebüßt hatten; diesen Anblick gewährte die heroische Haltung der Armee, die zuerst das verbündete Europa von den französischen Grenzen zurückgedrängt hatte und der es dann gelungen war, durch kraftvollen Aufschwung und reine enthusiastische Glut den Schauplatz des Krieges auf feindliches Gebiet zu versetzen. Mit Lumpen bedeckt, schlecht bewaffnet, eben so unzureichend ernährt, die geliebtesten und tapfersten Generale vom Schlachtfelde, der Arena ihrer heroischen Kämpfe, dem Schaffot zugeschleppt und sie dort den Tod eines Verräthers sterben sehend, hörten die französischen Soldaten deswegen nicht auf, die Welt durch die Wunder ihrer Tapferkeit und die erhabenste Selbstverläugnung in Erstaunen zu setzen. Aus den Reihen der zur Vertheidigung des eigenen Gebietes plötzlich bewaffneten Nation ging eine plebejische, loyale, unerschrockene, großherzige Armee hervor, die an Glanz und Unbesiegbarkeit jener nicht nachstand, welche vier Jahrhunderte hindurch die Welt mit dem Ruf ihrer Thaten erfüllt hatte. Schon begann Frankreich in den wenigen Augenblicken, in denen es sich von dem Anblicke seines Elends abzuwenden vermochte, einige bis dahin obscure, binnen weniger Tage aber mit unvergänglichem Ruhme bedeckte Namen mit Stolz zu nennen. Hoche, Moreau, Desaix, Pichegru, Joubert und Marceau hatten den Ruhm dieses neuen Geschlechtes von Paladinen inaugurirt, deren Anzahl täglich beträchtlicher wurde und deren Verzeichniß fest im Gedächtnisse des Volkes haftete.

Wir haben bemerkt, daß ein fünfjähriger Zeitraum hinreichte, um über Frankreich das Elend und die Erniedrigung zu bringen, die wir eben mit einer Genauigkeit

beschrieben haben, die wohl von Niemanden bestritten werden wird, da wir die Details aus den Schriften der hartnäckigsten Bewunderer jener schrecklichen Periode geschöpft haben.

Unsere Geschichte ist im Monat Juni des Jahres 1794 angelangt, also inmitten der Schreckenszeit.

Die Jacobiner hatten über die Bergpartei gesiegt, die sich aus Klugheit einer menschlichern Politik als der anscheinend von der öffentlichen Meinung gewünschten zuneigte; die Jacobiner, sagen wir, herrschten nun unumschränkt, repräsentirt durch Saint=Jüst, Robespierre und Couthon.

Wer nicht Satellit und blindes Werkzeug dieser drei Mörder war, konnte sich als zum Tode verurtheilt ansehen; es genügte, daß sich ein Mitglied des Triumvirats seiner erinnerte, um ein Todesurtheil gegen ihn zu fällen.

Hier wollen wir unsere Erzählung wieder aufnehmen.

Es war neun Uhr Abends. Nach einem erstickend heißen Tage hatte sich der Himmel mit dichten Wolken von düsterer Färbung bedeckt, in kurzen Zwischenräumen zuckten Blitze durch dieselben, denen bald fernes Donnerrollen folgte.

Die Gassen der Stadt Paris waren noch verlassener als gewöhnlich. Da die Stunde der Execution vorüber war, so hörte man keinen Wagen mehr rollen; mit Ausnahme einiger im Dunkeln vorüber gleitender Schattengestalten sah man nur aus Sansculotten gebildete Patrouillen umher gehen; ihnen voran schritt ein Agent des Wohlfahrtsausschusses, der mit Hausuntersuchungen und Verhaftung der Verdächtigen beauftragt war.

Zwei Frauen lehnten an einem offenen Fenster in einem dritten Stockwerke eines kleinen Hauses in der Gasse Vieux=Colombier.

Sie schienen den Himmel zu beobachten und dem fernen Geräusche der Stadt zu horchen, während sie sich gleichzeitig mit leiser Stimme besprachen.

»Neun Uhr und er kömmt noch nicht!« sagte die ältere der beiden Frauen zu der jüngern, einem entzückend schönen fünfzehnjährigen Mädchen. »Wenn ihm nur,« fügte sie mit dem Tone großer Angst hinzu, »wenn ihm nur nichts zugestoßen ist!«

»In seinem Alter! einem armen Bedienten! Mütterchen, das ist doch nicht wahrscheinlich,« antwortete das junge Mädchen.

»Das sind keine Gegengründe, mein Kind; er ist treu, das heißt, er begeht das größte aller heut zu Tage nur erdenklichen Verbrechen.«

»Da er der uns mitgetheilten Adresse nicht ganz sicher war, so mag er vielleicht neue Erkundigungen eingezogen haben und deswegen so lange ausbleiben.«

»Gebe Gott, daß es so sey, Du liebe, sanfte Trösterin!«

Das junge Mädchen schlang einen ihrer Arme um den Leib ihrer Gefährtin; ihre Häupter lehnten sich an einander und beide schwiegen mehre Augenblicke lang ganz still.

Von Minute zu Minute wurde der Himmel düsterer und drohender. Die Häufigkeit der Blitze und Donnerschläge verkündete den bevorstehenden Ausbruch des Unwetters.

Einzelne Windstöße wirbelten bereits den Straßenstaub auf; das Fallen einzelner, schwerer Tropfen hatte die Frauen bereits zu wiederholten Malen genöthigt, sich ein wenig in das Innere des Zimmers zurück zu ziehen, in welchem tiefe Dunkelheit herrschte.

Die jüngere nahm wieder das Wort:

»Dieses Wetter, Mütterchen, macht mich Ihrethalben traurig; Sie sind ohnedies unwohl; wenn Sie noch durchnäßt werden, so könnte Ihnen das leicht sehr schaden.«

»Mein armes Kind! Wer kann in unserer Zeit wohl noch an seine Gesundheit denken? Obwohl Du noch nicht jenes Alter erreicht hast, in welchem man ohne weitern Vorwand zum Tode geschleppt wird, so weißt Du doch recht wohl, daß es in Frankreich nur mehr Sterbende gibt.«

»Nichtsdestoweniger, Mütterchen, würden Sie gut daran thun, in eine Sache zu willigen, die mich einer schweren Sorge entheben würde.«

»Wenn die Sache vernünftig und möglich ist, so will ich es gern thun. Um was handelt es sich also, liebe Tochter?«

»Wenn Valery kömmt, so lassen Sie mich mit ihm gehen und meinen Cousin Roland aufsuchen. Gegen unangenehme Zufälle schützt mich meine Jugend und gesund bin ich auch genug, um einem Gewitterregen trotzen zu können.«

»Was für ein Einfall, meine Tochter! die mindeste Unannehmlichkeit wäre jedenfalls die, daß Du keinen Nutzen von diesem Schritte haben würdest.«

»Und warum, meine gute Mutter?«

»Weil dein Cousin in seiner Verblendung Dich nicht anhören würde. Wage ich es doch kaum, Gehör von ihm zu erwarten!«

»Im Gegentheil, Mütterchen, kann ich ihm Dinge sagen, die Sie ihm nicht sagen werden; ich kann ihm zum Beispiel den Schmerz schildern, den Ihnen sein Eigensinn verursacht, sich wegen der gegen ihn erhobenen Anklage nicht rechtfertigen zu wollen.«

»Er wird diesen Schmerz mit eigenen Augen sehen und hierauf rechne ich, um in seiner entmuthigten und vielleicht

der Reue offenen Seele die Liebe zum Leben wieder zu erwecken. Nimm meinen Dank an, Eliane, für dein Anerbieten; ich muß es aber ablehnen.«

»Aber bedenken Sie doch, daß Sie meine einzige Stütze im Leben sind,« entgegnete das junge Mädchen mit vieler Energie, »was sollte aus mir werden, wenn Sie sich durch einen unvorsichtigen Schritt compromittiren?«

»Armes Kind! Compromittirt bin ich ohnedies bereits genug; ein wenig mehr oder weniger kann keinen Unterschied machen! Meine täglichen Besuche im Gefängniß; die Verzweiflung, die jedesmal unwillkürlich in mir ausbricht, so oft ich mich von deinem Onkel trenne, all' dies ist mehr als genug, um mich in der jetzigen Zeit sträflich erscheinen zu lassen. Vergib mir, geliebte Tochter, aber ich fürchte den Tod nicht mehr . . . Eine kinderlose Mutter, bald eine gattenlose Frau, wie soll mir noch irgend etwas am Leben gelegen seyn? Vergib mir jedoch, meine Eliane, daß ich so spreche, daß ich so denke.«

Und nun warf sich Frau von Estagnol in die Arme ihrer Nichte und brach in dumpfes Schluchzen aus.

Eliane O'Brien besaß zu viel Seelenadel und Zartgefühl, um von dem verletzt zu seyn, was Egoistisches in dem Schmerze ihrer zweiten Mutter lag. Seit Jahren schon Zeuge ihrer täglichen Angst, hatte sie begriffen, der Moment sey nicht ferne, in welchem nur der Tod dieser edlen, so furchtbar heimgesuchten Frau Ruhe zu geben vermöge.

Sie liebkoste sie auf's zärtlichste, weinte mit ihr und sprach mit ihr von Gott.

»Noch ist nichts verloren, beste Mutter,« fuhr sie nach einer Weile fort, als die Marquise ein wenig ruhiger geworden war; »man sagt, daß die Regierung, die eben

über ihre furchtbarsten Widersacher triumphirt hat, entschlossen sey, es auf dem Wege der Milde zu versuchen. Wenn das wirklich der Fall ist, so wird mein Onkel in Freiheit gesetzt werden, mein Cousin Robert wird nicht mehr genöthigt seyn, sich zu verbergen; der Friede wird uns später die beiden Andern zurückgeben; dann werden wir Alle glücklich seyn.«

»Milde, Friede, Vereinigung, Glück,« murmelte die Marquise, indem sie traurig den Kopf schüttelte, »man muß so jung seyn, wie Du es bist, um heut zu Tage an die Möglichkeit dieser Dinge zu glauben, meine arme Eliane! Mein Gatte ist verloren . . . und was meine drei Söhne anbelangt . . .«

Ehe Frau von Estagnol den begonnenen Satz vollendet hatte, zuckten drei Blitze nach einander durch den gewitterdunklen Himmel, den sie weit hin erleuchteten; sie ließen sie einen Mann erblicken, der vorsichtig längs der Mauer an der Seite der Gasse hinschlich, an der das von den beiden Damen bewohnte Haus stand.

Sie waren beide in die bescheidenste, damals übliche Tracht des Mittelstandes gekleidet; sie hielten keinen Diener, sondern bedienten sich selbst, seitdem die Schreckensherrschaft die Reste adeliger Familien gezwungen hatte, ihr Leben mit Mysterien zu umgeben und sich allen Anschein der Einfachheit des Geschmackes beizulegen.

Sie sahen Niemanden, mit Ausnahme des alten Valery, der sich seit der Eröffnung des Feldzuges von 1792 nicht mehr in Roberts Diensten befand.

Frau von Estagnol hatte darum ihre Wohnung in diesem Stadttheil gewählt, weil er dem Gefängnisse nahe lag, in welchem sich der Marquis befand, den man zum

dritten Male verhaftet hatte, nachdem er den Septembermetzeleien in wunderbarer Weise entgangen und, als er nach dem Tode des Königs vor das revolutionäre Tribunal gestellt worden war, seine Freisprechung durch edle Kühnheit und Freimüthigkeit erwirkt hatte.

Eliane, welche den Mann, dessen plötzliches Erscheinen die Rede ihrer Tante gehemmt hatte, ebenfalls bemerkte, sagte mit dem Tone der lebhaftesten Befriedigung:

»Haben Sie gesehen, Mütterchen? ich glaube wirklich, daß der Mann da unser getreuer Valery ist, der etwas erfahren haben wird.«

»Ich glaube ebenfalls seinen Gang erkannt zu haben. Ist er es wirklich, so dürfen wir fast sicher seyn, daß er sich die fehlenden Auskünfte verschafft haben wird, da er sonst unserm Uebereinkommen gemäß nicht hierher kommen würde.«

»Man klopft unten! Kein Zweifel mehr; er ist es! Muth, Muth, Mütterchen!«

»Ich werde ihn haben, meine Tochter, ich werde ihn haben . . . Laß mich jetzt die Fensterladen schließen; mache Du mittlerweile die Lampe zurecht.«

Eliane entfernte sich.

»Mein Gott, was wird er uns für Nachrichten bringen?« fuhr die Marquise mit leiser Stimme fort, als wenn sie mit sich selbst spräche; gleichzeitig schloß sie mit großer Sorgfalt die Läden des Fensters, das sie eben verlassen hatte.

Nach dieser ersten Operation ließ sie die großen, dichten, dunkelgrünen Vorhänge herab und befestigte sie mit Stecknadeln enge aneinander.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln wurden getroffen, damit man, sobald Eliane mit der Lampe aus dem Nebenzimmer gekommen seyn würde, nicht von außen sehen könnte, daß

Licht im Zimmer sey. Eliane kam erst, als die Marquise ihr sagte, sie könne ohne Gefahr kommen.

Kaum waren Nichte und Tante neuerdings beisammen, als man sachte an der Thüre ihrer Wohnung klingelte und gleich darauf zweimal hinter einander in eigenthümlicher Weise an die Thüre pochte.

Es war dies das zwischen Frau von Estagnol und Valery verabredete Zeichen, womit kund gegeben werden sollte, man könne ohne weitere Gefahr öffnen; es bedurfte aller der eben aufgezählten Vorsichtsmaßregeln, um vor den Blicken der Neugierigen und Eifrigen gesichert zu seyn, die zu einer Zeit, wo Jedermann, um den eigenen Kopf zu sichern, sehr gerne dem Henker einen lieferte, leicht zu Spionen und Häschern werden konnte.

Eliane hatte geöffnet und kam gleich darauf mit dem alten Valery zurück.

Der ehemalige Kammerdiener schien tief bewegt zu seyn, obwohl er in der Lebensweise voll Hingebung, die er seit einigen Jahren führte, die Gewohnheit angenommen hatte, über seine Eindrücke zu wachen. Er war bleicher als gewöhnlich, seine Augen hatten einen unheimlichen Glanz, große Schweißtropfen rannen von dem gepuderten Haupthaare herab und zeichneten weiße Streifen auf seinen hohlen Schläfen und fahlen Wangen.

»Ums Himmels willen, was haben Sie denn erfahreg?« rief Frau von Estagnol, indem sie sich an einem in ihrer Nähe befindlichen Kasten fest halten mußte.

»Große und traurige Neuigkeiten, Frau Marquise,« antwortete Valery unter sichtlichen Anstrengungen, seiner Stimme einige Festigkeit zu verleihen, »doch ist, dem Himmel sey Dank, noch nichts verloren, falls wir nur Muth

und ein klein wenig Glück haben . . . vor Allem aber, theure Gebieterin, erholen Sie sich, um mich mit Ruhe anzuhören.«

»Ich werde es thun, mein Freund, da Sie mich versichern, daß uns noch Hoffnung übrig bleibt . . . Hoffnung! Setzen Sie sich, Valery, und sagen Sie mir Alles . . . Alles; ich beschwöre Sie darum, bei der Zuneigung, die wir für Sie hegen!«

»Ich habe nicht nöthig, Ihnen etwas zu verbergen, Frau Marquise,« antwortete Valery, indem er mit ehrfurchtsvoller Geberde sich auf einen Stuhl stützte, den ihm Eliane hingerückt hatte; er blieb jedoch noch immer aufrecht stehen. »Ich habe die ganz genaue Adresse des Herrn Vicomte erhalten, und mein Verwandter . . . Sie wissen ja, wen ich meine? . . . er versprach mir, das Verhaftungsdecret noch durch vierundzwanzig Stunden zurück zu behalten; das ist jedoch alles, was ich erlangen konnte. Diese Frist, sagte er, würde und müßte die letzte seyn.«

»Lieber Freund, ich wagte nicht so viel zu hoffen,« entgegnete Frau von Estagnol, deren Züge sich ein wenig erheitert hatten. »Lassen Sie nun die großen und traurigen Neuigkeiten hören, von denen Sie vorhin sprachen.«

»Ich komme dazu, Frau Marquise. Mein Verwandter sagte mir, er würde nach der erwähnten Zeitfrist nichts mehr für den Herrn Vicomte thun können, weil dessen bisheriger Gönner auf Befehl des Saint-Just ebenfalls verhaftet nach Paris gebracht worden sey.«

»Und wer hätte denn meinen Sohn beschützt?« fragte die Marquise, indem sie einen Blick voll verzehrender Angst auf Valery warf.

»Wie, die Frau Marquise wüßten dies wirklich noch

nicht?« versetzte der ehemalige Kammerdiener mit der Zögerung eines Menschen, der eine unangenehme Antwort zu geben hat und Zeit gewinnen will, ehe er sich dazu entschließt.

»Ja, ich kann es beschwören . . . lassen Sie mich den Namen wissen, den Namen.«

»Es ist der General Hoche.«

»General Hoche wäre verhaftet! Dann ist mein Sohn Robert verloren.«

Eliane stieß einen verzweiflungsvollen Schrei aus; Frau von Estagnol sank ohnmächtig in ihre Arme.

»Ach, Valery, was haben Sie angerichtet!« rief Eliane, die völlig bewußtlose Tante in ihren Armen haltend.

»Der General ist in dem Gefängniß, das die Frau Marquise immer zu besuchen pflegt und in welchem sie ihn daher Morgens jedenfalls gesehen haben würde; aus diesem Grunde habe ich ihr die ganze Wahrheit gesagt; übrigens ist dem Herrn Chevalier durchaus nichts Unangenehmes widerfahren.«

»Täuschen Sie mich aber auch nicht?«

»Bei meinem Seelenheil, nein!«

»Meine Mutter, geliebte Mutter, erholen Sie sich! Unser geliebter Robert ist nicht verhaftet! Hören Sie doch, was uns Valery noch zu sagen hat. Er hat uns Beruhigendes zu melden! Kommen Sie doch zu sich! Valery, rücken Sie den Fauteuil herbei und reichen Sie mir den auf der Caminplatte stehenden Flacon. Muth, theuere Mutter, Fassung, ich beschwöre Sie darum! Robert ist noch immer frei; es bedroht ihn ja keine Gefahr! Um meinetwillen, Mutter, müssen Sie gegen Ihren Schmerz ankämpfen, da Ihnen auch ein so großer Trost übrig geblieben ist.«

Frau von Estagnol vermochte den Sinn dieser zärtlichen und ermuthigenden Worte nicht alsogleich zu fassen; da sie aber Eliane unaufhörlich wiederholte und ihr dabei alle nur irgend nöthige Sorgfalt und jeden Beistand erwies, so erlangte die arme Mutter endlich einen hinlänglichen Grad von Bewußtseyn, um dunkel begreifen zu können, daß sie im Grunde von keinem neuen Unglück betroffen worden war.

Nach einigen Augenblicken war es ihr möglich geworden, Valery mit einigermaßen sicherer Stimme zu fragen, ob er sie auch wirklich nicht täusche; demnach gab sie also der Hoffnung Raum!

»Ich habe Ihnen die Wahrheit gesagt, Frau Marquise!« antwortete der alte Diener mit dem energischen Tone der Aufrichtigkeit.

»Aber sind Sie auch sicher, lieber Freund, daß man Ihnen nicht absichtlich etwas verhehlt hat?«

»Wir leben in einer Zeit, meine theure Gebieterin, in der man Niemanden einen Schmerz erspart; übrigens lassen auch die mir mitgetheilten Details keinen Zweifel . . .«

»Lassen Sie mich diese Details erfahren, Valery,« unterbrach ihn Frau von Estagnal. »Mein Gott, sey uns gnädig,« murmelte sie vor sich hin, indem sie die gefalteten, krampfhaft an einander gepreßten Hände gegen Himmel hob.

»Eliane, meine Tochter,« fuhr sie sodann in gewöhnlichem Tone fort, »setze Dich an meine Seite; laß' uns zusammen hören, damit der Trost, wenn ein solcher in den Worten liegen sollte, die Valery zu uns sprechen wird, unsern Herzen gleichzeitig zukomme. Armes Kind, Du bedarfst dessen minder als ich, obwohl Du mehr Muth und Hoffnung als ich an den Tag legst.«

Fräulein O'Brien setzte sich auf einen kleinen, niedern, zu den Füßen ihrer Tante stehenden Schemmel; Valery

setzte sich, der wiederholten liebevollen Aufforderung der Marquise zu Folge, ebenfalls nieder und sprach:

»Wie ich Ihnen gestern angekündigt hatte, Frau Marquise und Fräulein, begab ich mich heute zu meinem Anverwandten; Sie werden begreifen, welchen Schlag es mir versetzte, als er wie ein Wüthender von dem Tische aufstand, an welchem er schrieb, um auf mich loszugehen, als wenn er mich hätte hinauswerfen wollen. »Entferne Dich,« rief er mir zu, »denn ich werde nichts mehr für die Bösewichter thun, für die Du Dich so sehr interessirst; sie müssen Alle sterben! Der einzige Dienst, den ich Dir noch leisten will, kann darin bestehen, daß ich Dich ebenfalls auf die Guillotine schicke.«

Bleich, einer Sterbenden ähnlich, neigte sich Eliane der Marquise zu, die vergeblich ihr Stöhnen zu unterdrücken bemüht war.

Valery beeilte sich fortzufahren:

»Wohlan, so unterzeichne denn mein Todesurtheil, wenn Du den Muth dazu hast,« antwortete ich entschlossenen Muthes. Darauf wurde er sogleich sanfter, setzte sich wieder nieder, und ich merkte, daß ich etwas von ihm würde erwirken können. In der That sprach er darauf Folgendes: »General Hoche ist angeklagt, die Republik verrathen zu haben; — heute Morgens hat man ihn ins Gefängniß abgeführt. Als er inmitten der Armee verhaftet wurde, versuchte ein Oberst ihn zu befreien. Saint-Just, der jedoch nicht zugibt, daß man seinen Befehlen trotze, hat ebenfalls ein Decret gegen diesen Oberst erlassen; das Regiment aber griff zu den Waffen und er-

klärte, sich eher bis auf den letzten Mann erschlagen zu lassen, als seinen Chef verlassen zu wollen; Saint-Just fürchtete sodann einen allgemeinen Truppenaufstand, da die Soldaten durch die Verhaftung ihres Generals sehr mißgestimmt waren; er beschränkte sich daher darauf, diesen in aller Eile nach Paris zu schicken, und die Zusage abzugeben, man würde ihn, falls er unschuldig befunden werden sollte, bald wieder an die Spitze der Armee stellen. Mittlerweile befindet er sich im Gefängniß; Saint-Just, der nicht der Mann darnach ist, ihm die erhaltene Schlappe zu verzeihen, hat mir geschrieben, ich solle ohne Verzug alle Decrete in Ausführung bringen, welche gegen die vom General protegirten Personen und insbesondere gegen den ehemaligen Vicomte von Estagnol erlassen worden, da dieser der Bruder des Obersten ist, dessen Regiment es wagte, sich gegen seine Autorität aufzulehnen.«

»Ich hatte sogleich errathen, daß mein edles, mein muthiges Kind so gehandelt hat!« rief die Marquise mit schmerzlichem Stolze, »er ist aber zu tapfer, zu großherzig . . . sie werden ihn tödten!« fuhr sie mit dem Tone unsäglicher Angst fort, während der Ausdruck freudiger Trunkenheit wieder verschwand, der ihr düsteres, verzweifeltes Gesicht einen Augenblick lang belebt hatte, als sie erfuhr, der unerschrockene Oberst, der seinen General hatte retten wollen, sey ihr Sohn, ihr lieber Robert gewesen.

»Nein, nein, Mütterchen, sie werden ihn nicht tödten; Unruhe über sein Schicksal würde Undankbarkeit gegen Gott seyn, der ihn so sichtlich bis auf den heutigen Tag geschützt hat!« rief die begeisterte Eliane, deren entzückend schönes Antlitz einen Augenblick lang von Furcht entstellt gewesen und nun wieder Vertrauen und gerechten Stolz aussprach. »Er wird leben! er wird leben, meine gute Mutter!« fuhr sie fort, indem sie sich in die Arme der Marquise warf; »ich fühle etwas in mir, das mir diese Gewißheit gibt.«

»Mögest Du Dich nicht täuschen, meine geliebte Tochter! Du sprichst die Wahrheit; er ist bereits vielen Gefahren entgangen, aber das gegen unsere Soldaten in Waffen stehende Europa droht den Kühnsten unter ihnen weniger Gefahr, als der Haß gewisser Menschen gegen denjenigen, der das Unglück hat, ihnen zu mißfallen . . . Kommen Sie zu Ende, guter Valery. Ach, auf mir lasten noch gar viel schwere Sorgen!«

»Ich habe Ihnen nur wenige Worte mehr mitzutheilen, Frau Marquise; diese aber sind wichtig. Sobald Sie sie werden angehört haben, müssen wir ohne weiteres Zögern handeln. Nachdem ich also sah, daß mein Verwandter weniger aufgeregt war, begehrte ich neuerdings einen Geleitschein oder Paß für den Herrn Vicomte, und erinnerte, daß er mir ihn am Abende zuvor beinahe zugesagt hatte. Du könntest, antwortete er, eben so gut meinen Kopf von mir verlangen . . . Saint-Just wird jeden Augenblick erwartet; sobald er einmal angekommen ist, wird er sich ohne Zögern erkundigen, ob ich seine Aufträge vollstreckt habe . . . Ich kann es daher nicht länger hinausschieben . . . einige Stunden

sind das Aeußerste, was ich Dir zusagen kann. Sieh hier das Decret gegen deinen ehemaligen Vicomte; diesen trifft zuerst die Reihe; ich werde es aber erst morgen früh aus den Händen geben. Verlasse mich daher alsogleich; benütze den Aufschub, den ich Dir bewillige, aufs Beste; heische aber sonst nichts von mir und besuche mich nicht sobald wieder. Adieu!«

»Mein armer Roland ist verloren!« sagte Frau von Estagnol mit gebrochener Stimme.

»Im Gegentheil; er kann gerettet werden, theure Gebieterin,« versetzte Valery mit einem Grade von Energie, der in höchst bizarrer Weise mit der Schmächtigkeit seiner Figur und der Erschöpfung contrastirte, in die er versunken zu seyn schien.

»So wissen Sie also, wo er ist?«

Valery rückte seinen Sitz vorwärts und neigte sich so, daß er einen Augenblick lang den Kopf zwischen Eliane und der Marquise hielt; dann flüsterte er mit halb geöffnetem Munde:

»Binnen wenigen Augenblicken können wir bei ihm seyn.«

»Ruhig, meine Mutter!« rief Eliane, indem sie mit einem Kusse den Schrei der Dankbarkeit erstickte, der sich der gedrückten Brust ihrer Tante zu entringen strebte.

Frau von Estagnol senkte ihr Haupt; an der Bewegung ihrer Lippen sah man, daß sie betete; nach einigen Secunden erfaßte sie eine der beiden mageren Hände Valery's, drückte sie in die ihrige und sagte:

»Wir finden keine Worte, um Ihnen zu danken, guter Valery, glauben sollen Sie aber, daß Sie mir nach meinem Gatten, meinen drei Söhnen und diesem lieben

Kinde der theuerste Mensch auf Erden sind... Was soll ich nun thun? Ich bin zu allem bereit.«

»Meine edle Gebieterin, Sie müssen mir alsogleich folgen! Hätte ich geglaubt, so viel Einfluß auf den Herrn Vicomte zu besitzen, daß er mir allein nach dem sichern Orte gefolgt wäre, den ich für ihn ausfindig gemacht habe, so würde ich bereits selbstständig gehandelt haben und Sie hätten mich erst dann wieder gesehen, wenn ich im Stande gewesen wäre, Ihnen seine Rettung zu verkünden! Ich kenne ihn aber und bin daher überzeugt, daß nur Ihre Thränen und Bitten ihn bewegen werden können, vor der ihm drohenden Gefahr zu fliehen; weiß ich doch, daß er Rathschläge und Anerbietungen, die man ihm zuschickte, bereits zurückgewiesen hat.«

»So lassen Sie uns denn sogleich gehen!«

Entschlossenen Muthes stand die Marquise auf; Valery hatte sich früher bereits von seinem Sitze erhoben.

»Ich halte es,« sagte er, »weder für klug, noch für gerathen oder nöthig, daß Fräulein O'Brien uns begleite; wir haben nicht weit zu gehen und werden diese Gasse wieder passiren müssen, um den Herrn Vicomte nach dem ihm bestimmten Orte zu bringen; in solcher Weise werden wir die Frau Marquise wieder bis vor ihre Thür bringen.«

»Du wirst für uns beten,« sagte diese, als sie bemerkte, daß diese Uebereinkunft Elianen zu kränken schien. »Gib mir meinen Mantel, Kind, und beunruhige Dich nicht, wenn ich lange ausbleibe. Wenn ich wiederkomme, werde ich gerade so schellen und pochen, wie es Valery zuvor gethan hat . . . oder ich werde den Schlüssel lieber mitnehmen, damit Du Dich, falls es spät würde, niederlegen könntest. Roland wird sich vielleicht lange gegen

meine Bitten sträuben, oder meiner in anderer Weise bedürfen... man muß in einer Zeit, wie die jetzige ist, Alles vorhersehen. Vor Allem aber, theures Kind, beschwöre ich Dich, nicht unnöthig Angst um uns zu haben.«

»Ich glaube, daß die Frau Marquise ganz recht daran thun, das Fräulein zur Geduld zu mahnen,« versetzte der alte Kammerdiener; »es könnte sich wirklich Manches ergeben, das unsere Rückkehr bis um Mitternacht verzögern würde; zum Beispiele, Widerstand von Seiten des Herrn Vicomte, eine Patrouille, die vielleicht gerade in dem Augenblicke das Haus, in welchem er wohnt, beobachten würde, in welchem wir dasselbe verlassen wollten... Jetzt aber, theuere Gebieterin, lassen Sie uns ohne weitere Zögerung aufbrechen.«

Einige Augenblicke später erhielt Eliane, deren Herz von unheimlichen Vorahnungen gequält war, deren Augen von vergeblich unterdrückten Thränen überquollen, einen letzten Kuß von ihrer Tante, die sie lange an ihre Brust gedrückt hielt und ihr dabei mit leiser Stimme empfahl, ihr Schicksal in Gottes Hände zu legen.

IV.

Das Gefängniß.

Während Frau von Estagnol auf den Arm des getreuen und muthigen Valery gestützt, von dem dritten Stockwerke herabstieg, das sie seit dem Tage ihres Unglücks bewohnte, hatte Eliane, deren sinnreiche Thätigkeit in der Fürsorge für die theuern Wesen unermüdlich war, die Lampe in ihr Zimmer, das auf den Hof hinausging, zurückgetra-

gen und sich sodann neuerdings an ihren gewöhnlichen Beobachtungsposten, an das abermals geöffnete Fenster gestellt, sobald sie nur die vor der Ankunft Valery's in dem Zimmer ihrer Tante herrschende Dunkelheit wieder hergestellt hatte.

Zur selben Stunde gab es in Paris Tausende von Personen, welche, von Todesangst gepeinigt, dieselben Vorsichtsmaßregeln, sey es für sich selbst, sey es für Wesen, die sie liebten, mit großer Sorgfalt trafen; zitternd im Finstern Horchen, war in allen Classen der Gesellschaft zu jener Zeit eine der gewöhnlichsten Beschäftigungen.

Wir kehren zu Elianen zurück.

Mit bleierner Schwere strich die Zeit schon seit längerer Zeit an dem jungen Mädchen vorüber; die höchste Angst war ihre gewöhnlichste Empfindung; es war so weit gekommen, daß sie jedes Mal, so oft ihre Adoptivmutter sich von ihr trennte, fest überzeugt war, sie werde sie nicht wieder sehen; das arme Kind war demnach schon fast gewöhnt an die Foltern der Unruhe; nichtsdestoweniger fühlte sie, als sie an diesem Abende allein war, zum ersten Male eine Art Todesschauer durch alle ihre Glieder rieseln; der Frost erfaßte auch das Herz, dessen einen Moment lang stockende Pulsschläge bald wieder so gewaltig pochten, daß sie heftige Schmerzen davon empfand.

Inmitten aller dieser Beängstigungen gewährte es ihr eine leise Erleichterung, daß das Aussehen des Himmels mittlerweile weniger drohend geworden war.

Der Regen hielt wohl noch immer an, er war aber fein, warm und nicht sehr dicht, der Donner brüllte noch, aber in größern Zwischenräumen und in weiterer Ferne, die Blitze verbreiteten seltner eine verrätherische Helle in der

Dunkelheit, unter deren Schutze die arme Marquise und der getreue Valery wandelten.

Eliane konnte sie demnach nicht sehen, nachdem sie das leichte Geräusch der mit Vorsicht geschlossenen Hausthüre vernommen hatte; obwohl sie aber leise und ohne ein Wort zu sprechen gingen, konnte sie doch vermuthen, daß sie den nach dem Luxembourg führenden Weg eingeschlagen hatten.

Nun knieete sie auf dem Platze nieder, an welchem sie sich befand, stützte ihr Haupt, das sie mit beiden Händen verhüllte, an die Fensterbrüstung und begann mit aller Andacht zu beten, deren ihre glühende und ergebungsvolle Seele fähig war.

Sie bat Gott zuerst darum, er möge seinen Schutz verleihen dem frommen Unternehmen ihrer so furchtbar heimgesuchten Mutter, die es unternommen hatte, den gefährdetsten ihrer drei Söhne, die sämmtlich dem Tode ausgesetzt waren, retten zu wollen; dann betete sie für Herrn von Estagnol, der seit langer Zeit im Gefängnisse saß und jetzt mehr als je bedroht war, vor dem Tribunal erscheinen zu müssen, das stets verurtheilte, sobald Fouquier-Tinville seine Unterstützung verweigerte; erst als sie diesen frommen Pflichten kindlicher Liebe nachgekommen war, wendete sie ihre Gedanken Robert zu, dem Gegenstand ihrer wärmsten und reinsten Liebe.

Lange Zeit widmete sie dem Gebete für den Theuern; unwillkürlich wendete sich ihr Gedanke der Vergangenheit zu und dann wieder der Zukunft, in der sie vergebens Heiteres zu erblicken bemüht war.

In jener Altersperiode, in welcher Glück oder wenigstens Leichtsinn immer heimisch sind, in welcher Freude und Besorgniß in raschem Umtausche mit einander wechseln, war

die Lage Elianens, trotzdem der Schmerz damals das Loos der Allgemeinheit war, eine mehr als gewöhnlich betrübende. Erstens konnte sie, gleich allen jungen adeligen Mädchen, deren Familien sich nicht durch die Flucht dem Schaffot entzogen hatten, jeden Augenblick rettungslos zur Waise gemacht werden, da Freiheit und Leben ihrer Adoptivmutter nur vom Einflusse Valery's auf den Geist des öffentlichen Anklägers, Fouquier-Tinville's, seines Verwandten, abhingen; es war dies ein sehr prekärer Beistand, ein mehr als zweifelhafter Schutz, wie man bereits aus dem Vorhergehenden ersehen hat. Dann liebte Robert Elianen, wie wir bereits bemerkt haben; sie liebte ihn und lebte nicht nur getrennt von ihm in unaufhörlicher, peinlicher Unruhe, da er sein Leben täglich auf irgend einem Schlachtfelde preisgab, es war überdies für sie noch Gewissenspflicht, ihre Liebe zu verbergen und zu bekämpfen, ihre Liebe, die ohne daß sie dessen bewußt geworden und trotz ihrer noch so zarten Jugend, eine heftige, gewaltige, tief empfundene Leidenschaft geworden war.

Was hatte sich aber denn eigentlich zugetragen, um sie es als eine Ehrensache betrachten zu lassen, gegen eine Neigung anzukämpfen, die an sich nichts Sträfliches hatte? Wir werden es in möglichster Kürze sagen und diesen Rückblick auch dazu benützen, unsere Leser in Kenntniß von den wichtigsten Ereignissen zu setzen, die sich in der Zeit zutrugen, die wir bis jetzt in dieser Mittheilung übergangen haben.

Man erinnert sich, daß an einem Abende nach dem 6. October 1789 die ganze Familie im Hôtel de Pologne in Paris versammelt war und daß an jenem Abend der Marquis seinem Sohne Robert sein betrübtes Herz eröffnet und von ihm das Versprechen erhalten hatte, daß er sich nie frei=

willig der Vermälung seines ältesten Sohnes mit Elianen entgegen stellen würde; in dieser Vermälung erblickte Herr von Estagnol damals das einzige Mittel, sein Haus aufrecht zu erhalten, dessen Glanz er durch die neuen Institutionen ernstlich bedroht sah. Die Ereignisse hatten seine diesfälligen Befürchtungen mehr als gerechtfertigt; er hatte sie natürlich mit Robert so oft besprochen, als sich nur Gelegenheit dazu darbot. Stets fand er den großherzigen und loyalen jungen Mann in denselben Gesinnungen verharrend, das heißt, er erneuerte jedesmal seine Zusage in den energischsten Ausdrücken; er unterließ es aber auch nie ihn mit all' der Ehrfurcht, die ihm eigenthümlich war, daran zu erinnern, daß der Preis seiner gänzlichen Unterordnung unter den väterlichen Willen Verzeihung für den unglücklichen Roland seyn sollte, vorausgesetzt, daß dieser die sträflichen Fehler, die er als Mensch und als Edelmann begangen hatte, bereuen würde. Als später die Gesetze Amaury, wegen des Verbrechens der Auswanderung bürgerlich todt, des Rechtes, einen Antheil aus der väterlichen Erbschaft erheben zu können, verlustig erkläit hatten, ließ sich Robert, nachdem er Zeuge der steigenden Verzweiflung des Marquis gewesen, sogar dazu herbei, Elianen in Gegenwart seiner Mutter das feierliche Versprechen abzunehmen, seinen ältesten Bruder heiraten zu wollen und zwar selbst im fremden Lande, wenn die Grenzen Frankreichs ihm verschlossen bleiben sollten.

Dieser beharrlichen Selbstverläugnung und Ergebenheit, die der Chevalier ohne irgend eine Berechnung, deren sein edles Herz unfähig gewesen wäre, sich auferlegt hatte, hatte er die Verzeihung seines Vaters zu verdanken für die Verfolgung eines Weges, der mit allen Meinungen, Ansichten

und was noch mehr sagen will, mit allen Vorurtheilen desselben in directem Widerspruch stand. Robert hatte den Dienst nicht verlassen, selbst nicht nach der Verurtheilung des Königs und der Errichtung des revolutionären Tribunals, diesen zwei unauslöschlichen Brandmalen der souveränen Nationalversammlung, welche die damalige Regierung bildete. In den Augen des Herrn von Estagnol, der obwohl er nicht selbst emigrirt war, doch alle Ideen der Emigrirten über die Anhänglichkeit an die Fahne der alten Monarchie als den einzigen erlaubten Patriotismus theilte, war es natürlich ein Verbrechen, dem zur Republik umgestalteten Frankreich zu dienen: ein Verbrechen, das er so wenig entschuldigt hätte, wie das seines zweiten Sohnes, wenn der Chevalier es nicht im Vorhinein durch einen Act der Uneigennützigkeit und der Achtung für den väterlichen Willen wieder gut gemacht hätte, an den seine Mutter jedesmal zu erinnern wußte, wenn ihr Gemal ihn zu vergessen schien.

Noch eine Sache trug mächtig dazu bei, den Schmerz und die Scham, die der Marquis empfand, daß ein Sohn seines Hauses in der Vertheidigung einer Regierung, die ihm nur Abscheu einflößte, fallen könnte, auf ein vernünftigeres Maß zurück zu führen. Robert, der als Gesandter der Nord-Armee eine geheime Mission bei dem letzten Minister Ludwigs XVI. hatte, befand sich eben an dem verhängnißvollen 10. August in Paris, als der erste Allarmruf des unglücklichen Königthums ertönte; er eilte sogleich nach den Tuilerien, wo er seinen Vater, der ihn schon abgereist wähnte, fand. Hier nun war der Marquis Zeuge von dem Muthe seines Sohnes, seiner Entschlossenheit und seiner vernünftigen Hingebung für die königliche Sache. Er war Zeuge,

wie er sich niederwarf zu den Füßen des Königs, um ihn zu bewegen, sich lieber auf den Stufen des Thrones tödten zu lassen, als sich in die Nationalversammlung zurück zu ziehen und so durch sein Beispiel und die Energie seiner Worte die Treue der Einen und den Muth der Andern zu erwecken; er war Zeuge wie er den Monarchen anflehte, zu kämpfen, um dem Tode wenigstens Opfer zu entziehen, wenn es schon zu spät seyn sollte, das Königthum zu retten. Herr von Estagnol, Zeuge dieser heldenmüthigen That, wollte nicht daran glauben, daß wenn der ganze französische Adel diesem Beispiel gefolgt hätte, die Monarchie nicht untergegangen wäre; nichtsdestoweniger beklagte er es, daß sein Sohn nicht in den Reihen der Emigration sey; aber er begriff von nun an, daß er nicht mehr das Recht habe, diesen unerschrockenen und loyalen jungen Mann zu tadeln, der jetzt das Vaterland vertheidigte, wie er früher den Thron vertheidigt hatte.

Und nun ein Wort über Roberts eigenthümliche Lage in diesem Augenblick, und den Weg, den er bereits zurück gelegt hatte auf der Bahn, der er bei weitem mehr aus Vaterlandsliebe als aus Ehrgeiz treu geblieben war.

Nachdem er einige Wochen ohne Anstellung geblieben, in Folge der Auflösung des Regiments der Leibgarde, die ungefähr ein Jahr nach den Ereignissen des 5. und 6. Octobers erfolgt war, war er mit entsprechendem Grade in die constitutionelle Garde des Königs eingetreten. Da dieses Corps im Mai 1792 gebildet wurde, so hatte es Robert der Freundschaft und Protection des Marschall Rochambeau zu danken, daß er mit neunzehn Jahren die Stelle eines Oberstlieutenants im Regimente Rouergue erhielt, dessen Bataillons zur Nordarmee gehörten, an deren Spitze sich der Mar-

schall zu stellen im Begriffe war. Der junge Estagnel, den man nicht mehr Chevalier nennen konnte, seit dem durch die Revolution alle Adelstitel aufgehoben waren, wurde, als er in Valenciennes zu seinem neuen Corps stieß, gleich bei seiner Ankunft von seinem Freund Hoche empfangen, der neuerdings unter ihm in der Eigenschaft eines Secondecapitäns dienen sollte. Bald sollten jedoch die beiden Waffengefährten die Rollen wechseln. In der Zeit, bis zu der wir unsere Geschichte gebracht haben — Juni 1794 — stand Hoche im Momente seiner Verhaftung als Obercommandant an der Spitze der Rhein- und Moselarmee, während Robert, in der Eigenschaft eines Generaladjutanten, eines vieldeutigen Grades, den erst die Revolution ins Leben gerufen und an die Stelle der Oberstenwürde gesetzt hatte, nur über ein Regiment seine Autorität geltend machen konnte. Dasjenige, das er nun schon seit Jahresfrist im Feuer commandirte und das ihn, wie wir aus den vom alten Valery wiederholten Worten Fouquier-Tinville's ersehen haben, wie einen Halbgott anbetete, hieß nicht mehr Rouergue, sondern dem damaligen Jargon gemäß die zweiundsechzigste Halbbrigade.

Leicht begreiflich ist nun alles, was in Elianens Herzen vorgehen und sie so oft martern mußte, als sie, wenn die Umstände es erlaubten, alle Einzelnheiten ihrer Lage erwog. Von was immer für einem Standpunkte aus sie diese betrachtete, vermochte sie nur Schmerzen und Gefahren in der Gegenwart, lange Leiden für die Zukunft zu erblicken. Durch ein Versprechen gebunden, dessen Ausführung das Opfer des einzigen Glückes war, auf das sie je gehofft hatte, mußte sie aus Gewissensrücksichten jeden Gedanken an Ereignisse vermeiden, durch die sie früher die freie Verfügung über ihre Person hätte erlangen können.

Sie wußte überdies — und diese Gewißheit stand obenan in der Reihe der schmerzlichsten Bitterkeiten — daß Roberts unerschütterliches Gemüth nie der Gewalt seiner Zuneigung für sie so weit weichen würde, daß er als glückliches Ereigniß ein Familienunglück hätte begrüßen können, das sie beide der Verpflichtungen enthoben hätte, auf die sie unter dem Drucke gebieterischer Verhältnisse eingegangen waren. Das bedauernswerthe Mädchen hatte nicht einmal den ärmlichen Trost, von ihrem Kummer mit ihrer Adoptivmutter sprechen zu können, da Frau von Estagnol, die ohne Zweifel in glücklichern Zeiten energisch das unbestreitbare Recht ihrer Nichte selbstständig — wenn nur würdig — über ihre eigene Hand verfügen zu können, vertheidigt haben würde, Frau von Estagnol, sagen wir — dahingekommen war, daß sie Angesichts der Gefahren, denen ihr Gatte preisgegeben war, dessen Plan, Elianen mit seinem ältesten Sohn zu vermälen, als eine jener geheiligten Willensäußerungen eines Sterbenden betrachtete, deren man sich, ohne ein Verbrechen zu begehen, nicht entheben kann. In dem jungen Mädchen, über welches sie mütterliche Autorität übte, sah sie daher nur mehr die Verlobte Amaury's; wenn sie auch bisweilen vor der Verantwortlichkeit zurück schrak, die auf ihr lasten würde, falls diese Vereinigung eine unglückliche seyn sollte, so verschwand doch dieser Kummer, diese Angst über ein noch in weiter Ferne liegendes Ereigniß inmitten der näher liegenden peinlichen Schmerzen und Besorgnisse.

Was konnte nun Eliane Angesichts dieser Verpflichtungen, Angesichts der Neutralität, um nicht zu sagen gänzlicher Verlassenheit von Seiten des einzigen Wesens, auf

dessen Stütze sie in bessern Tagen nie vergebens gehofft hatte, was konnte sie nun wohl für Hoffnungen hegen?

Sie konnte nur leiden und beten; dies that sie ohne Unterlaß; dabei verbarg sie ihre persönlichen Leiden, so gut sie nur konnte, unter beständiger Fürsorge für die täglich entsetzlicher werdenden Beängstigungen ihrer Adoptivmutter.

In solcher Gemüthsstimmung gewährte Einsamkeit dem Gemüthe des armen Mädchens mitunter eine Art von Trost; heute aber war es nicht so, da die beunruhigenden Nachrichten, die Valery gebracht hatte und der Gedanke an die Gefahren, denen Frau von Estagnol auf dem Gange zu ihrem Sohne ausgesetzt war, der unter der Wucht einer Anklage stand, dessen Wohnung vielleicht von Spähern umgeben war, da dies Alles Elianen nicht gestattete, einzig und allein über ihr eigenes Schicksal trübsinnig zu seyn und nicht an das Geschick ihrer Familie zu denken, das noch düsterer als das eigene war. Gott hatte sie mit einem Gemüthe begabt, das dem Egoismus selbst dann unzugänglich war, wenn es mit übermäßigen Leiden überhäuft wurde.

Es war daher kaum eine Stunde seit der Entfernung der Marquise verflossen, als Eliane schon von peinigender Unruhe befallen wurde, obwohl ihr doch Valery bemerkt hatte, die Heimkehr könne aus verschiedenen, an sich eben nicht positiv betrübenden Gründen, vielleicht erst nach Mitternacht statt finden. Ihre Besorgniß erreichte bald einen hohen, fast unerträglichen Grad, und zwar vorzugsweise deswegen, weil die Arme in ihrer völligen Isolirung sich gegen Niemanden aussprechen, Niemanden mittheilen konnte. Hartnäckig in die sie umgebende Dunkelheit blickend, mit gespannter Aufmerksamkeit in der rings umher herrschenden Dunkelheit horchend, litt die Bedauernswerthe Mar-

tern, die entsetzlicher waren, als alle Gefahren, die sie für ihre Tante fürchtete. Sie wollte beten, aber das Gebet vermochte nicht aus ihrem gedrückten Herzen bis zu den Lippen zu dringen! Sie versuchte sich aus den ihr gemachten Angaben die Verlängerung der sie erdrückenden Abwesenheit zu erklären; ihr Gedächtniß versagte ihr aber die Wiederholung der von Valery zur Beruhigung gegebenen Gründe. Es schien ihr, als verflöße die Zeit mit ungewöhnlicher Langsamkeit; schlug aber irgend eine benachbarte Thurmuhr, so meinte sie wieder, sie gehe zu früh. Wurde der noch immer von Wetterwolken bedeckte Himmel an irgend einer Stelle lichter, so meinte sie, die Morgenröthe breche heran; so verbrachte sie die ganze Nacht, ohne auch nur einen einzigen Augenblick Ruhe zu finden.

Als der Tag endlich wirklich heranbrach, steigerte sich ihre Angst bis zum Wahnsinn. Noch behielt sie jedoch Geistesgegenwart genug, um Fenster und Vorhänge zu schließen und sich in das Innere des Zimmers zurück zu ziehen, wie es kluge Vorsicht gebot; dann aber, erschöpft an geistiger wie an körperlicher Kraft, sank sie halb ohnmächtig auf den ersten in ihrer Nähe befindlichen Sessel nieder.

Sie war nun überzeugt, daß ein Unglück statt gehabt haben müsse; eine ganz neue Lage für ihre energische Seele, die sich sonst traurigen Ahnungen nicht leicht hingab.

Zwei Stunden hindurch blieb sie unbeweglich auf demselben Platze, versunken in düstere Starrheit, die ihr nicht einmal die Fähigkeit zu denken ließ. Nur bisweilen murmelte sie mit leiser Stimme in einer Art stillen Wahnsinns zwei unheimlich klingende Worte, die den höchsten Grad von Unglück, die unterste Stufe moralischen Elends eines armen Geschöpfes ausdrückten und ein treuer, ausdrucksvol-

ler Reflex der schmerzlichen Ermüdung ihres Geistes und gänzlichen Entmuthigung ihres Herzens waren:

Keine Hoffnung mehr!

Nach langen, bangen Stunden höchster Angst, in Folge deren sie vor den unbedeutendsten Dingen heftig zusammen schrak, verfiel sie in absolute Apathie und bemerkte dann selbst Ergebnisse nicht, die unter den damaligen und namentlich unter ihren Verhältnissen wirklich Entsetzen einflößen konnten. Sie schien die Sonne nicht zu sehen, die fortwährend höher am Horizonte emporsteigend zwischen den Fenstervorhängen mit glühenden Strahlen durchdrang; in der Unbeweglichkeit ihrer Stellung, der Starrheit ihrer Physiognomie glich sie einer Statue der Verzweiflung; es schien als wenn die verzehrende Neugier, mit der sie noch vor wenigen Augenblicken dem leisesten von außen kommenden Geräusch gehorcht hatte, sich in völlige Gleichgiltigkeit gegen das Tosen der zu ihrer Thätigkeit wieder erwachten Stadt verwandelt hätte; hätte man sie gefragt, woran sie denn eigentlich litte, so würde sie vor Allem nur mit den Worten vager Verzweiflung zu antworten vermocht haben:

»Keine Hoffnung mehr!«

In der That war es, nachdem sie lange und schmerzlich über all das Unglück, von dem sie bedroht war, nachgedacht hatte, mit ihrem erschöpften Geiste dahin gekommen, daß er in seiner höchsten Angst nur mehr die ausdrucksvollen Worte formuliren konnte:

»Keine Hoffnung mehr!«

Sie erlangte den Gebrauch über ihre Geistesfähigkeiten erst dann wieder, als sie die äußere Thür ihrer Wohnung

öffnen und rasche Schritte ihrem Zimmer näher kommen hörte.

Nun zuckte sie zusammen, gleich einem Menschen, der plötzlich aus einem jener schmerzlichen Träume auffährt, in denen alle Angst des wachen Zustandes mit zehnfacher Heftigkeit sich wiederholt; nach kurzem Zögern stürzte sie mit vorgestreckten Armen der eben geöffneten Thüre zu.

Alsogleich aber sanken ihre Arme wieder wie gelähmt herab; der Zärtlichkeitsruf, in welchem die einen Augenblick lang wiedererwachte Hoffnung sich aussprechen wollte, erstarb auf ihren Lippen; ihre Kraft war neuerdings gebrochen und instinctmäßig suchte sie nach einem Unterstützungspunkt, um sich fest zu halten, um nicht zu Boden zu sinken.

Alle ihre Ahnungen waren zu Gewißheiten geworden! Anstatt ihrer Adoptivmutter sah sie den alten Valery vor sich!

Auf der Thürschwelle war er stehen geblieben, durch Angst noch bleicher, bewegter, entstellter, als dies gestern der Fall gewesen!

Die tiefe Betrübniß, die sich in seinen Zügen aussprach, das Zittern seiner Kniee, die ihm den Dienst versagen zu wollen schienen, die ungewöhnliche Unordnung seiner Kleider, alles dies verkündete ebenfalls deutlich:

»Keine Hoffnung mehr!«

Schwankend kam er Elianen einige Schritte näher; dann hob er die Hände gegen Himmel und murmelte mit einer Stimme, die so schwach wie die eines Sterbenden war:

»Muth, theures Fräulein... ein großes Unglück ist vorgefallen, ich kann es nicht läugnen; aber doch ist noch nicht Alles verloren!«

»Muth?« wiederholte Eliane; »für wen soll ich denn noch Muth haben? Ich bin ja jetzt ganz allein auf der Welt.«

»Noch nicht, theures Fräulein . . . Ich habe heute Morgens bereits einige Gänge gemacht . . . ich werde jetzt gleich noch einige andere machen und obwohl man mir nichts versprochen hat . . . das heißt, obwohl man mir eben nichts Positives zugesagt hat, so verzweifle ich doch noch nicht ganz . . . .«

Hier hielt der arme, von unterdrücktem Schluchzen halb erstickte Valery inne; vergebens bemühte er sich, das Herz der unglücklichen Eliane nicht ganz zu brechen; er begriff, daß ein längerer Zwang nutzlos sey, daß das ihm gegenüberstehende Mädchen längst Alles errathen habe.

In der That, sagte Eliane zu ihm:

»Suchen Sie nicht länger mich zu täuschen, ich habe seit gestern bereits jedes Unglück kommen gesehen . . . ich beschwöre Sie im Gegentheil, mir nichts zu verbergen, mich nicht länger zittern zu lassen . . . . Wie viele Trauer harret meiner?«

Hier wurde Elianens Stimme, die bis dahin fest gewesen, ganz unverständlich; es schien, als wenn die Frage: wie viele neue Trauer harret mein? als wenn diese Frage der vollendetste Ausdruck ihrer Verzweiflung gewesen wäre.

Klang es nicht beinahe, als wenn sie gesagt hätte: Bedroht der Tod auch meinen Cousin Robert?

Valery urtheilte vielleicht eben so, oder er sah einfach ein, daß von dem Punkte aus, bis zu welchem die Dinge gekommen waren, es besser wäre, seiner jungen Gebieterin alles einzugestehen, als sie an noch größeres Unglück glau-

ben zu lassen, als sich wirklich bereits zugetragen hatte; er beeilte sich daher, ihr in einer Weise zu antworten, die keinerlei Unsicherheit mehr übrig ließ; er sagte ihr unter herzzerreißendem Schluchzen:

»Wohlan! liebes Fräulein, so erfahren Sie denn, daß der Herr Vicomte verhaftet wurde, während wir bei ihm waren und vergebens in ihn drangen, daß er fliehen möge; . . . da nun auch ein Verhaftbefehl gegen Ihre Tante erlassen war . . . die Schergen wären dann jedenfalls hierher gekommen . . . so führte man sie gleich mit ihrem Sohne hinweg; sie sind nun beide in einem und demselben Gefängniß mit dem Herrn Marquis . . . drei Mitglieder derselben Familie! Wie entsetzlich, theures Fräulein! Möge der allmächtige Gott uns Gnade und Barmherzigkeit erweisen!«

Eliane erstickte einen Schmerzensschrei, indem sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte; obwohl sie rücksichtlich Roberts nichts Trauriges erfahren hatte, war ihre Lage nichtsdestoweniger entsetzlich geworden und sie sah auch alles Schreckliche derselben vor sich liegen.

»Mit Tagesanbruch,« fuhr Valery fort, »eilte ich zu meinem Verwandten; Sie wissen, daß es Fouquier-Tinville ist. Er hatte mir den Zutritt mit dem Bedeuten verbieten lassen, er würde seinen Secretär auf die Guillotine schicken, falls dieser mich vor ihn ließe; trotz dieser Anordnungen und Drohungen drang ich durch und zwang ihn mich zu empfangen, mir Gehör zu schenken. Ich bin ihm die Gerechtigkeit schuldig, die Versicherung auszusprechen, daß es nicht seine Schuld ist, wenn er die gegebene Zusage nicht eingehalten hat. Saint-Just, der seit gestern Nachmittag von seiner Reise zur Rhein- und Mo-

selarmee zurückgekehrt ist, hat ihm eine Stunde nach seiner Ankunft in eigener Person die Anklagedecrete mit dem Bedeuten abgenommen, er werde sie schon selbst ohne weitere Zögerung zur Ausführung bringen . . . Das Ungeheuer hat keine Zeit verloren, da schon am selben Abende . . .«

»Wo wird seine Wuth endlich ein Ende haben?« fiel Eliane ein, indem sie einen fragenden Blick von eigenthümlicher Starrheit auf Valery heftete, als wenn sie ihm zu verstehen hätte geben wollen, er solle mehr noch ihre Gedanken, als ihre Worte beantworten.

Das arme Mädchen, das nun die Ueberzeugung erhalten hatte, ihr gegenwärtiges Unglück in seiner ganzen Ausdehnung zu kennen, wollte wissen, ob sie denn nicht auch für die Zukunft zittern müsse; mit der wenigen Kraft, die ihr noch übrig blieb, hatte sie es nicht mehr vermocht, auch nur die indirecteste Frage auszusprechen.

»Diese Wuth wird wohl endlich ein Ende nehmen müssen,« antwortete Valery, »aber,« fuhr er, verzweiflungsvoll die Hände ringend, fort, »das Entsetzliche bei der Sache ist, daß die Frau Marquise deswegen verhaftet wurde, weil der von dem elenden Saint-Just gegen den Herrn Chevalier erlassene Verhaftbefehl nicht in Ausführung gebracht werden konnte. Sie wissen wohl, liebes Fräulein, wie das gekommen ist? Der Feigling wagte es nicht, Hand an einen tapfern, von seinen Soldaten umrungenen Obersten zu legen und darum rächt er sich an einer armen schutzlosen Frau, und solche Menschen dürfen . . .«

»Valery, mein guter Valery!« rief Eliana, »bei allem was heilig ist! mein Cousin Robert darf diesen entsetzlichen Umstand nie erfahren; der Schmerz darüber würde

*

ihn tödten oder sein ganzes Leben durch die bittere Erinnerung vergiften.«

»Das habe ich ebenfalls schon bedacht, liebes Fräulein; ich glaube aber leider nicht, daß sich dies verbergen lassen wird.«

»Mein Cousin ist aber doch in diesem Augenblick so weit von Paris entfernt . . . Gott weiß, wann er wieder zurückkehren wird . . . wenn er überhaupt je wieder zurückkehrt!«

»Alles wahr, mein Fräulein; ohne aber von den Briefen zu sprechen, die an die Armee abgehen, von den Leuten und Truppen, die fortwährend zu ihr stoßen, sind noch die Journale da, die alle nur irgend bedeutenden Verurtheilungen mittheilen und dann . . .«

»Sie sprechen schon: Verurtheilungen,« unterbrach ihn die unglückliche Eliane mit dem Tone unsäglichen Entsetzens, indem sie sich Valery näherte und seinen Arm mit krampfhafter Heftigkeit erfaßte.

»Wir müssen auf Alles gefaßt seyn!«

»Hoffen Sie denn nicht,« fuhr sie fort, »einen Aufschub für meine arme Tante erhalten zu können, wie Sie deren schon mehre für meinen Onkel, seitdem er im Gefängniß ist, erwirkt haben? Zeit gewonnen, wäre viel gewonnen, da es heißt, Paris fange an der unzähligen Gräuel müde zu werden . . . Aber Sie antworten nicht, Valery! Sie wenden Ihr Haupt ab, um mir Ihre Thränen zu verbergen! Also diese letzte Hoffnung auf einen Aufschub . . .«

»Liebes Fräulein, es wird fortan für Niemand mehr einen Aufschub geben! Diejenigen, welche das Beil führen, welche vielleicht bereits fühlen, daß der Moment nahe sey,

in welchem es ihren Händen entgleiten wird, diese wollen es auch nicht mehr einen Tag, nicht eine Stunde mehr ruhen lassen! Ich habe begehrt, gebeten, gefleht! Ich bin — Sie werden meine Kühnheit entschuldigen — ich bin so weit gegangen, daß ich mein Leben zum Kaufpreis für das Leben meiner theuern Gebieter anbot: Alles war jedoch vergebens! Man hat mich nicht einmal anhören wollen. Was könnte auch das Leben eines armen Dieners in den Augen jener Leute für Werth haben, die einen König, eine Königin und die edelsten, vornehmsten Männer Frankreichs getödtet haben! Mit einem Worte, mein theures Fräulein, um Ihnen Alles zu gestehen . . . Ihre Tante, Ihr Onkel, Ihr Cousin, der Vicomte, werden vor das revolutionäre Tribunal gestellt werden, vor dessen Ausspruch sie nur Gott zu retten vermag!«

»Ich aber kann Schritte unternehmen, ich!« rief Eliane. »Ich werde mich zu den Füßen dieser — Menschen werfen! Ich werde ihnen sagen, daß die Gefangenen mein Alles im Leben sind! daß ich schon einmal verwaist bin! daß ich die Republik nicht im Mindesten hasse! daß mich ihre Siege sogar bisweilen erfreut haben! Werden Sie mir die erbetene Gnade nicht bewilligen, so sollen sie mich wenigstens mit meinen Lieben sterben lassen! Verlassen Sie mich nicht, guter Valery, ich beschwöre Sie darum.«

»Ihnen, theures Fräulein, gehört der Rest meines Lebens! was soll aber ein unglücklicher, vom Schmerze erschöpfter Greis vermögen, dem nicht einmal Thränen mehr zu Gebote stehen, um Jene zu rühren, an die er sich wendet? Uebrigens ist auch nichts im Stande, sie zu rühren.«

»Führen Sie mich zu Robespierre,« fuhr Eliane mit

einem Grade von Energie fort, der nur wenige Personen zu jener Zeit fähig gewesen wären.

»Zu Robespierre! Großer Gott, wie können Sie nur daran denken!«

»Warum nicht? Habe ich doch immer sagen gehört, ich hätte noch nicht das Alter erreicht, in welchem man die Leute aufs Schaffott schickt.«

»Das Gesetz anerkennt wohl eine gewisse Altersstufe; er aber thut dies nicht; sein Blick allein würde hinreichen, Sie zu tödten, liebes Fräulein.«

»Sie sehen, daß ich seinen Namen ohne Zittern ausspreche!«

»Wir werden gar nicht vor ihn gelassen werden; seit dem Versuche Cecile Renaud's ist es völlig unmöglich, sich ihm zu nähern.«

»Er geht doch aus, um sich in den Convent zu begeben; wir werden ihn an seiner Hausthüre erwarten, werden einen, zwei Tage warten, falls es nöthig seyn sollte. Kommen Sie, oder ich gehe allein.«

»Zwei Tage!« stammelte Valery, »und doch soll heute schon — schon binnen wenigen Stunden...«

»Was sagen Sie da? schon heute! schon binnen wenigen Stunden! . . . das kann, das darf nicht seyn!«

»Geben wir uns keinen Illusionen hin! Es ist nur zu wahr, meine arme Gebieterin! das Tribunal tritt schon um Mittag zusammen.«

»Demnach werde ich sie nicht mehr wieder sehen!«

»Sie werden sie noch sehen!«

»Wo? Wie? O Gott, verleihe mir Kraft!«

»Im Gefängnisse! Ein Eintrittsschein in dasselbe ist Alles, was ich für Sie und für uns erhalten konnte.«

Mit gefalteten Händen, die Arme gegen Himmel empor gerichtet, sank Eliane in die Knie. Sie flehte ihn um die Kraft an, deren sie bedurfte, um in der entsetzlichen, ihr bevorstehenden Prüfung nicht zu unterliegen.

Valery kannte sie zu gut, um nicht gleich zu wissen, was sie that; darum fuhr er erst nach kurzem Schweigen fort:

»Muth, liebes Fräulein, Muth! Ich bitte Sie darum im Namen Ihrer Theuern, die der Stärkung und des Trostes bedürfen! Gott wird Sie auch dafür belohnen.«

»Wann wird man sie sehen können?« fragte Eliane, indem sie so rasch vom Boden auffuhr, als wenn ein kräftiger Arm sie unterstützt hätte.«

»Jetzt gleich, meine theure, muthige Gebieterin.«

»Wohlan! gehen wir!« versetzte sie mit fester Stimme, obwohl ihr Gesicht mit Thränen überschwemmt war. »Geben Sie mir ihren Arm; ich weiß Ihnen Dank dafür, überzeugt gewesen zu seyn, daß mein Herz Angesichts einer großen und furchtbaren Pflicht nicht feig zurück schrecken würde! Sie sind uns in wahrhafter Liebe zugethan, Valery!«

»Theures Fräulein! Wenn der Herr Chevalier erfahren wird, was Sie thun, so wird er Trost in seinem Schmerze empfinden! Ach! er ist ein so guter Sohn und muß, wenn nicht ein Wunder geschieht, zur Waise werden!«

»Ihren Arm! Ihren Arm, Valery!« rief Eliane drängend; »wir haben schon zu lange gezögert; vielleicht klagen sie mich bereits der Feigheit, der Gleichgiltigkeit an.«

Sie zog den armen, alten Kammerdiener mit sich fort, der seine letzten physischen und moralischen Kräfte zusammenraffte, um ihr folgen zu können.

Schweigsam durcheilten sie den kurzen Zwischenraum, der sie von dem Gefängnisse trennte, in welchem vorzugsweise die adeligen Verhafteten gefangen gehalten wurden.

Ehe Eliane jedoch die Schwelle dieses, an sich schon durch furchtbare Erinnerungen genug entsetzlichen Hauses überschritt, sagte sie zu Valery:

»Lassen Sie mich einen Augenblick lang ausruhen und zu mir selbst kommen; nicht, daß es mir etwa an Muth fehlte; mein Herz aber pocht so heftig und meine Stimme scheint mir so schwach zu seyn, daß ich fürchten muß, sie zu beunruhigen.«

»Setzen Sie sich hier nieder, mein theures Fräulein,« antwortete Valery, indem er mit schmerzlicher Geberde auf einen Eckstein in ihrer Nähe zeigte, der längs der Klostermauer in der Nähe zweier Wachposten angebracht war.«

»Wie viel Uhr mag es wohl seyn?« fragte Eliane, indem sie sich niedersetzte.

»Bald sieben Uhr,« antwortete Valery.

»Und Sie sagten, daß um Mittag . . .«

»Ja, mein theures Fräulein.«

»Werde ich doch wenigstens bis zum letzten Augenblick bei ihnen bleiben können?«

»Ich glaube wohl . . . es dürfte jedoch vielleicht für Sie besser seyn . . .«

»Ich werde sie nicht eher verlassen, als ich dazu gezwungen werde,« unterbrach ihn Eliane; »wir könnten jetzt hinein gehen,« fuhr sie fort, indem sie Valery's Arm nahm, der aufrecht ihr zu Seite stehen geblieben war. »Ich fühle, daß meine Stimme wieder fester geworden ist.«

Ohne Schwierigkeit traten sie ein, nachdem die erste Thüre, an welche eine Schildwache mit dem Kolben ge-

pocht hatte, geöffnet worden war; in dem Saale des Gerichtsschreibers aber, einem kleinen finstern, dumpfigen, mit erstickendem Tabaksdampfe gefüllten Raume, in welchem sich ein halbes Dutzend Menschen befand, deren Anzug nicht minder zurückschreckend als ihre Physiognomie war, mußte Eliane schon eine erste Prüfung überstehen, die gewiß ihre Seelenkraft erschöpft haben würde, wenn nicht Gott sie aufrecht gehalten hätte.

»Was suchst Du hier?« fragte sie einer von den Männern, dem Valery seinen Eintrittsschein gezeigt hatte.

»Ich will meine Verwandten, die sich hier befinden, sprechen.«

»Weißt Du denn auch gewiß, daß sie noch hier sind? Es gehen ihrer alle Tage gar viele weg, die nicht wieder zurück kommen.«

»Sie sind noch hier,« antwortete Eliane, die sich gewaltsam empor hielt, um nicht zusammen zu sinken und nach Valery's Arm griff, um sich auf denselben zu stützen.

»Wie alt bist Du?«

»Vierzehn und ein halbes Jahr.«

»In sechs Monaten bist Du reif für die Guillotine.«

»Die Zeit wird mir sehr lang vorkommen, wenn ich bis dahin alle diejenigen verlieren soll, die mir theuer sind,« versetzte das muthige Mädchen, deren natürliche Energie in diesem furchtbaren Verhör neues Leben gewann.

»Dein Name ist auch nicht französisch,« fuhr der Mann fort, indem er einen zerstreuten Blick auf den vor ihm liegenden Einlaßschein warf.

»Und doch habe ich das Recht, mich eine Französin zu nennen, da mein Vater für Frankreich gestorben ist.«

»Seit dem Bestande der Republik?«

»Nein, früher schon.«

»Das zählt demnach nicht.«

»Er starb im amerikanischen Freiheitskriege.«

»Gleichviel, es war jedenfalls unter einem Tyrannen. Bist Du Patriotin?«

»Ja . . . trotz allem Vorgefallenen.«

»Was willst Du damit sagen?«

»Daß ich mein Land liebe, obwohl die Meinigen im Gefängnisse sind.«

»Wer ist der alte Aristokrat, der Dich da begleitet?«

»Ein Freund.«

»Hast Du denn keinen Geliebten? Du bist ja hübsch, könntest leicht einen finden und wenn Du gerade wolltest, täglich mit den Geliebten wechseln.«

Elianens bleiches Gesicht färbte sich mit der Röthe der Entrüstung und Schamhaftigkeit; sie vermochte sich jedoch hinlänglich zu beherrschen, um schweigen zu können.

»Ich bitte Dich, Bürger, schone die Unschuld dieses Kindes!« rief Valery mit bittender Stimme.

»Ich habe Dich nicht gefragt, alter Narr, der noch an die Unschuld eines bald fünfzehnjährigen Mädchens glaubt. Nun, schöne Unschuldige, laß einmal sehen, ob Du nicht Waffen oder Gift mit Dir führst.«

»Wozu sollte mir dergleichen dienen? Ich gedenke weder mich zu vertheidigen, noch irgend Jemanden Böses zuzufügen.«

»Aber die Guillotine könntest Du bestehlen wollen!«

»Ich verstehe Dich nicht, Bürger.«

»Du spielst die Einfältige; das kann Dir uns gegenüber nichts nützen; wir kennen die Hinterlist der Aristo-

kraten. Mach also fort, spute Dich, kehre deine Taschen um und öffne dein Busentuch! Wie, Du zögerst? Wahre Dich! es könnte uns wohl beifallen, Dich bis aufs Hemde zu durchsuchen, wir haben das Recht dazu.«

Der Mann schickte sich an seinen Vorsatz auszuführen.

»Ich habe nichts bei mir, als diesen Schlüssel und dieses Schnupftuch,« entgegnete Eliane, die endlich begriffen hatte, um was es sich handelte, mit keuchender Stimme.

»Du kannst das Schnupftuch behalten; der Schlüssel bleibt bis zu deiner Zurückkunft hier; man kann ihn verschlucken und an so was so gut wie an etwas Anderem sterben. Jetzt fort mit dem Brusttuch.«

Mit automatischer Langsamkeit nahm das arme Kind einen großen, grauseidenen Mantel von ihren Schultern, öffnete das eng anliegende Leibchen ihres Kleides und nun sah man die keuchenden Bewegungen ihres Busens und das Schlagen ihres Herzens, das in wahrhaft entsetzender Weise pochte.

»Gut,« brummte der Mann mit einer Art wilden Mitleidens. »Jetzt kömmt die Reihe an Dich, alte Puderquaste; hast Du was Verdächtiges in deinem Rocke? Untersuche ihn einmal, Brutus.«

Ein langer Junge mit einem wahren Galgengesichte stand mit der Pfeife im Mund von seinem Sitze auf und untersuchte die Taschen Valery's.

Man fand ebenfalls nur einen Schlüssel in denselben; er wurde neben den Elianens gelegt.

»Ihr könnt jetzt hinein gehen,« fuhr der Mann fort, welcher der Postenchef zu seyn schien, »merkt Euch's aber,

keine Heulerei, oder Ihr müßt gleich wieder fort. Ich habe ein gar scharfes Gehör, daß Ihr's nur wißt und bin auch weichherzig, wenn man mir es auch nicht gleich ansieht; es verstimmt mich immer, wenn ich Weiber heulen höre.«

»Wie lange dürfen wir bleiben?« fragte Eliane, die Angst nach Kräften bemeisternd, die sie peinigte, seitdem sie sich inmitten dieser Menschen befand, deren cynische Grausamkeit weder vor ihrer Verzweiflung noch vor ihrer Schamhaftigkeit die mindeste Achtung zeigte.

»So lange Ihr wollt; wenn Ihr aber klug seyd, so werdet Ihr Euch fortpacken, ehe die Carrossen des Bürgers Samson hier eintreffen, da er, wenn er sie sonst nicht genügend füllen kann, Euch wohl auf dieselben werfen könnte. Auf Wiedersehen, Bürgerin mit den blauen Augen. Wenn Du mit Papa oder Mama genug geweint haben wirst, darf die alte Puderquaste da nur von innen an die Thür klopfen und man wird Euch alsogleich aufmachen. Merk Dir aber, er soll recht tüchtig anklopfen, da wir bisweilen hier so laut lachen, daß ein Erzengel ins Gewehr rufen dürfte und wir ihn doch nicht hören würden.«

Auf einen Wink des Sprechers, der ohne Uebertreibung als der porträtähnliche Typus der Helden jener Zeit bezeichnet werden kann, schob das mit dem Namen Brutus bezeichnete Individuum drei gewaltige Riegel von der massiven Thüre zurück, welche den Schreibersaal vom Innern des Gefängnisses schied.

Inmitten dieser Thüre, ungefähr vier und einen halben Schuh vom Boden entfernt, war ein kleines, gegenwärtig geschlossenes Thürchen; öffnete man den geräuschlos gleitenden Schieber desselben, so konnte man die Gefangenen überwachen.

Es geschah dies namentlich zu jenen Stunden, während welcher sie Besuche von Freunden und Verwandten erhielten; so mancher Unglückliche war oft der geringfügigsten Aeußerungen halber, die er bei diesen Besuchen gemacht hatte, am Tage nachher selbst zum Gefangenen gemacht worden.

Als die Thür langsam um ihre Angeln gedreht worden war, gewahrte Eliane, die zum ersten Mal diesen furchtbaren Aufenthaltsort betrat, weil Herr von Estagnol mit der Bemerkung, daß derlei Anblicke einem jungen Mädchen nur Schaden bringen könnten, seiner Frau nie gestattet hatte, sie mitzubringen, — gewahrte Eliane — sagen wir — einen weiten, von hohen Gebäuden umschlossenen Hofraum, dessen Erdgeschoß aus luftigen Bogengängen bestand.

Das Gefängniß war ein ehemaliges Kloster, dessen fromme Bewohner der revolutionäre Orkan theils zerstreut, theils vernichtet hatte.

Bogengänge und Hof waren mit Frauen und Männern in fast gleicher Anzahl gefüllt. Diese Gleichheit hatte ihren Grund in dem Umstande, daß zwar mehr männliche Gefangene, dafür aber auch mehr weibliche Besuche da waren. Männer waren leichter verdächtigt; Frauen eher zur Selbstopferung bereit.

Es ist unwahrscheinlich, unerhört, völlig unglaublich, daß Leute, die einem sichern Tode oder wenigstens unmittelbar bevorstehender Trauer geweiht sind, doch ruhig und gefaßt seyn oder wenigstens kein Zeichen gewaltsamen Entsetzens oder Schreckens von sich geben; nichtsdestoweniger war dies in jenem Gefängnisse, wie aus unzähligen authentischen Zeugnissen hervorgeht, stets der Fall.

Die Einen, nemlich die kleinere Anzahl, gingen allein und abseits auf und ab; die Andern, in mehr oder weniger zahlreichen Gruppen versammelt, gingen plaudernd und ruhig umher, als wenn sie auf einer öffentlichen Promenade gewesen wären. Es waren Paare von den verschiedensten Altersstufen zugegen: Mutter und Sohn, Vater und Tochter, Mann und Frau, Bruder und Schwester; sie saßen auf Bänken, im Hofe, der an mehren Orten Schatten hatte; kleine Kinder spielten auf dem Sande; noch kleinere schliefen an dem beklemmten Busen ihrer Mütter. Wer hier die Gemüther mehr nach dem Ausdruck der Physiognomien, die im Allgemeinen mehr Resignation als Betrübniß aussprachen, hätte sagen müssen, daß diese Menschen in dies große Caravanserai des Todes einen tiefen Ueberdruß am Leben mitgebracht hätten, den nur die Hoffnung auf ein baldiges Ende mäßigen konnte; auch Jene, welche noch von keiner Verurtheilung betroffen worden waren, betrachteten sich bereits als Sterbende.

Kaum hatte Eliane, der Valery auf dem Fuße nachfolgte, die Schwelle überschritten, kaum war die Thüre hinter ihr ins Schloß gefallen, als sie sich schon in den Armen ihrer Tante befand.

Frau von Estagnol, die das Herz des muthigen Kindes, dessen Stärke sie mehr als einmal zu erproben Gelegenheit gehabt hatte, nur zu gut kannte, erwartete sie bereits.

Eng hielten sie sich einige Minuten lang umarmt, wechselten mit leiser Stimme halb erstickte, unzusammenhängende Worte, die nichtsdestoweniger trotz ihres unvollkommenen Ausdruckes im höchsten Grade betrübend waren; beide waren bemüht, sich gegenseitig zu stärken und Muth

einzuflößen, dessen sie in diesem furchtbaren Augenblicke so nöthig bedurften.

Frau von Estagnol gewann zuerst wieder einige Fassung; war sie es doch, deren der Tod bereits harrte.

»Komm, komm, mein Kind!« sagte die arme Frau, als sie sah, daß Eliane nicht mehr die Kraft hatte, sich aufrecht zu halten, »nur bis hierher komm',« fuhr sie fort, indem sie auf eine Bank unter einer Lindengruppe zeigte, von der zwei Personen eben aufgestanden waren, »wir werden dort ungezwungener als bei dieser Thüre sprechen können, die jeden Augenblick geöffnet wird.«

Bei diesen Worten zog die Marquise Elianen einer Bank zu, die glücklicherweise ganz in der Nähe war.

Sie setzte sich und nahm sie auf ihre Knie, drückte sie enge an ihre Brust und fuhr sodann fort:

»Muth, meine vielgeliebte Tochter! Muth, ich beschwöre Dich darum! Hier haben alle Menschen Muth und sind doch nicht minder unglücklich als wir.«

»Ich hätte Muth genug, um mit Ihnen zu sterben! Fordern Sie aber ums Himmels willen nicht . . .«

»Ich habe Muth,« fiel die Marquise ein, »weil ich weiß, daß Du leben wirst, um eines Tages denjenigen zum Troste zu gereichen, die wir auf Erden hinter uns lassen. Und dann . . . vergib' mir, so zu Dir zu sprechen; wenn ich erwäge, daß mir das Leben genommen wird, um sich dafür zu rächen, daß man nicht an ein anderes, kostbareres greifen konnte, so kann ich mich nicht enthalten, Gott zu danken . . . Vergib mir, meine Eliane!«

»Aber da er in Folge der großherzigen Aufopferung seiner Soldaten bereits gerettet ist, so dürfte dies furchtbare Opfer wohl nicht mehr nöthig seyn.«

»Selbst wenn es in meiner Gewalt stünde, es unmöglich zu machen, so würde ich es thun, seitdem ich weiß, was ich weiß. Sie wollen ihn strafen, indem sie uns treffen. Wir zahlen das Lösegeld für ihn, ich bin dessen sicher.«

Und nun warf Frau von Estagnol einen Blick gegen Himmel, der gleichzeitig den hohen Grad ihrer mütterlichen Hingebung und ein tiefes Gefühl der Dankbarkeit ausdrückte.

»Aber, meine gute, meine heilige Mutter,« versetzte Eliane, »haben Sie denn vergessen, wie sehr er Sie liebt?«

»Nein, meine Tochter, nein.«

»Und fürchten Sie denn nicht, daß er, wenn er binnen weniger Tage Ihren Tod erfährt, den Tod meines Onkels und Rolands, in eine Verzweiflung verfällt, die ihn zu irgend einer unklugen Handlung verleiten könnte, die man ihm dann neuerdings als Verbrechen anrechnen wird? Er darf zum Beispiel nur seinen Degen zerbrechen, diesen tapfern Degen, der ihn beschützt; er darf nur sagen, daß er der Republick nicht mehr dienen will, die seine Familie erwürgt . . .«

»Das wird er nicht thun!« unterbrach sie neuerdings die Marquise mit der Lebhaftigkeit unerschütterlicher Ueberzeugung.

»Wer steht Ihnen dafür?«

»Seine Ehre!«

»Die kann ihm nicht gebieten, seinen Thränen Einhalt zu thun, die Entrüstung seiner Seele zu verbergen! Thäte er es, ich würde ihn nur mehr hassen und verachten!

Wie, er hat es versucht, seinen General zu befreien und Sie sehen nicht . . .«

Frau von Estagnol legte die Hand auf Elianens Arm, um sie am Weitersprechen zu hindern; dann sagte sie zu ihr:

»Höre mich aufmerksam an, liebe Tochter; Du wirst dann vielleicht meine Ueberzeugung theilen. Siehst Du den hochgewachsenen Offizier, der dort mit deinem Onkel auf und ab geht?«

Eliane machte eine bejahende Geberde.

»Es ist der General Hoche, gegenwärtig Gefangener hier gleich uns. Noch vor vier oder fünf Tagen war er mit deinem Cousin beisammen; er hat uns gesagt, daß der arme Robert zu jener Zeit längst um die Verhaftung seines Vaters wußte, dessen Verurtheilung voraussah und nicht im mindesten daran zweifelte, daß auch die meinige bald nachfolgen würde. Von Schmerz zermalmt, kam er eines Morgens zu seinem General, der um Alles wußte, und übergab ihm seine Demission in Folge eines an den Kriegsminister gerichteten Schreibens. Hoche nahm das Schreiben, fragte, was es enthielte, und zerriß es, nachdem er es erfahren hatte, indem er sagte:

»Sie sind Soldat, Herr von Estagnol, und Frankreich ist feindlich bedroht. Sie müssen im Kampfe und an der Spitze eines Regiments, nicht aber auf einem Schaffot sterben, wohin Sie dieses Schreiben, falls es an seine Bestimmung gelangte, unfehlbar bringen müßte. Ein Mann wie Sie, dessen Ahnen ihre Gebeine auf zwanzig Schlachtfeldern gelassen haben, kann nicht Angesichts des Feindes desertiren. Sollte unglücklicher Weise der Erfolg Ihre Be-

fürchtungen rechtfertigen, so wird Ihr General mit Ihnen weinen; sollte Ihnen das Leben dann zur Last seyn, so wird er Sie bei der ersten Gelegenheit an den gefährlichsten Posten stellen, wo Ihr Tod wenigstens dem Vaterlande Ehre und Nutzen bringen kann. Wenn einem Edelmanne die Wahl frei gestellt bleibt, so darf er wohl mit Löwenmuth sterben, nicht aber sich gleich einem Lamme erwürgen lassen.«

»Robert,« fuhr die Marquise fort, »warf sich nach diesen Worten schluchzend an den Hals seines Generals und schwor es ihm auf seinen Degen zu, er werde den Dienst erst im Frieden verlassen, im Kriege aber selbst dann fort dienen, wenn ihn die Revolution, die ihm nicht identisch mit Frankreich sey, das er liebe und verehre, Eltern und Verwandte rauben würde.«

»Wenn er wirklich sein Wort gegeben hat,« murmelte schmerzlich Eliane, »so wird er es auch halten; es wäre denn, daß er im ersten Verzweiflungsanfall nicht mehr Meister seiner selbst seyn sollte.«

»Wohlan! mein Tochter, dann wird es an Dir seyn, seiner Schwester, der Gefährtin seiner Kindheit, dem Wesen, das ihm das Theuerste auf Erden seyn muß, nachdem er uns verloren haben wird, ihn zu trösten, ihn aufrecht zu halten, ihn in meinem Namen . . . in meinem Namen, hörst Du wohl? zu bitten, daß er in christlicher Ergebung die Prüfung trage, mit der Gott ihn heimgesucht hat. Auf Dich allein setze ich mein ganzes Vertrauen, meine Hoffnung, auf Dich, mein zärtliches, mein muthiges Kind. Ziehe deine Kräfte zu Rathe; kannst Du mir dann sagen, daß ich mich in meiner Hoffnung nicht täusche, so werde ich Dir dagegen versprechen, daß ich muthig an der Seite mei-

nes Gatten und eines meiner Kinder zum Tode gehen werde! demnach hängt die Ruhe meiner letzten Stunde von Dir ab.«

»Aber was kann ich denn für meinen armen Cousin um Gottes willen thun? Wir sind getrennt; seit langer Zeit schreiben wir einander nicht mehr. Ach! Mutter, Mutter, wie gerne möchte ich auch sterben!«

»Liebst Du ihn denn so wenig, meine Tochter, daß Du nicht einmal Kraft genug in Dir zu dem Versuche fühlst, ihm den Schlag, von dem er bedroht ist, minder schmerzlich zu machen?«

»Wenn ich nur wenigstens überzeugt wäre, ihm wirklich nützen zu können!«

»Du kannst diese Ueberzeugung in hohem Grade hegen; Du weißt, daß ich Dich nie getäuscht habe.«

»Mutter, Sie können nicht über die Größe des Unglückes urtheilen, das Ihr Verlust über mich bringt.«

»Besser als jeder Andere im Gegentheil, da Niemand so gut wie ich weiß, wie sehr Ihr Beide liebet.«

»So lehren Sie mich, geliebte Mutter, was ich eigentlich thun soll,« fuhr Eliane fort, indem sie ihr Haupt an die Schulter der Marquise lehnte, »hilft mir dann Gott, so werde ich in meinem neu gestärkten Herzen durch seinen Beistand den Muth finden, der mir jetzt noch mangelt.«

»Dank, tausend Dank, meine Tochter! Gott wird Dich armen, bereits so vielfach heimgesuchten Engel gewiß kräftigen und durch den Erfolg belohnen. Oeffne mir jetzt deine ganze, zum Guten so muthige Seele! heute Abend oder spätestens morgen Früh wird unser Schicksal nach aller Wahrscheinlichkeit entschieden seyn; dann wirst Du an Robert schreiben; Valery, der durch Fouquier-Tinville's Verwendung bereits einen Paß erhalten hat, wird ihm dieses Schrei-

ben bringen; ich bin mit ihm bereits darüber überein gekommen. Vor seiner Abreise wird er Dich noch zu unserer Tante Lienhart führen, die durch die Verwandtschaft mit Madame Tallien vor jeder Verfolgung sicher gestellt ist. Sie ist bereits in Kenntniß gesetzt . . . da ich seit langer Zeit die jetzigen Ereignisse voraus gesehen habe. Sie hat ein treffliches Gemüth und einen ausgezeichneten Geist. Sie wird für deinen Schmerz nicht nur Mitleid fühlen, sie wird denselben auch theilen, weil sie uns ungemein liebt. Im Uebrigen, meine Tochter, füge Dich ganz in den Willen Gottes; ich habe mich stets in seinen Willen ergeben; er wird mir zum Lohne dafür dein Glück bewilligen.«

»Meine Mutter, meine heilige Mutter, ich glaube Gott durch Ihren Mund sprechen zu hören! Ich werde Ihnen gehorchen, ich schwöre es Ihnen bei der Liebe, die ich für Sie empfinde! daß ich Sie aber verlieren . . . daß ich immer an diesen entsetzlichen Tod denken soll . . .«

»Denke nur an die erlauchten Opfer, welche diesen Tod vor uns erlitten und ihn eben so wenig verdient haben,« unterbrach sie Frau von Estagnol. »Es ist diese Erinnerung, welche die Gemüther aller der Sterbenden, die Du hier siehst, aufrecht hält, welche diese Frauen und Kinder, die es wissen, daß sie bald Witwen und Waisen seyn werden, abhält, völlig zu verzweifeln. Eliane, die Erfinder der Schreckensregierung täuschen sich, wenn sie glauben, es sey Folge dieses Schreckens, daß die muthigsten Männer Frankreichs ihren Hals dem Beile gleich eben so vielen Lämmern darbieten. Sie resigniren sich nur, weil sie sich an das ruhige, erhabene Märtyrerthum des Königs, an die lange Agonie seiner heldenmüthigen Lebensgefährtin erinnern.«

»Sie sprechen inhaltsschwere Worte, meine Mutter;

es will mich jedoch bedünken, daß ich sie besser erfassen würde, falls es mein Loos wäre von hier heraus zu gehen, um mit Ihnen das Schaffot zu besteigen.«

»Nimm Du das Leben an, meine Tochter, wie wir den Tod annehmen; heut zu Tage ist es Niemanden gestattet, unter der Last seines Schicksals zu erliegen oder sich gegen dasselbe zu empören.«

»So werde ich denn mich dem meinigen ohne Klage fügen, Mutter . . . Mehr wird Gott gewiß nicht von mir fordern.«

»Gott gestattet selbst zu weinen, mein Kind, falls man nur nicht seine Gerechtigkeit anklagt und von ihm nur Trost erwartet. Sieh, wie gut er für mich im Augenblicke meines Eintritts in diesen entsetzlichen Aufenthalt gewesen ist. Ich trat ein, gestützt auf den Arm meines unglücklichen Rolands, überzeugt, sein Vater werde ihn verfluchen! Eliane, dem wäre ich erlegen! Wir sanken zu seinen Füßen; mich hatte der Schmerz halb wahnsinnig gemacht; ich sagte zu ihm: »Wir kommen, um mit Dir zu sterben!« Er hob mich auf, drückte mich an seine Brust und rief sodann: »In meine Arme, mein Sohn! Ich habe Robert versprochen, Dir zu verzeihen; ich verzeihe Dir auch von ganzem Herzen.«

»Ach! Mutter!«

Die arme Eliane hielt inne; sie wagte es nicht den Gedanken auszusprechen: »Und ich soll ihn nur als Schwester lieben dürfen!«

»Ich verstehe Dich, geliebtes Kind, und leide mit Dir,« unterbrach sie die Marquise mit dem Tone schmerzlichen Mitgefühls. »Vielleicht,« fuhr sie fort, »hätte ich besser gethan, Dir diesen neuen Zug der Aufopferung von Seiten Roberts zu verschweigen; ich dachte aber, man könne

Dir keinen neuen Beweis von der Güte seines Herzens mittheilen, den Du nicht selbst schon im Voraus errathen hättest.«

»Und Sie haben Recht gehabt, Mutter ...« antwortete Eliane in einer Weise lächelnd, wie man nur an einem solchen Orte und in einem solchen Augenblicke lächeln konnte. »Sie dürfen jedoch deshalb nicht besorgt seyn,« fügte sie hinzu, »ich werde ihm eine muthige, aufopfernde Schwester, und für Amaury, wie ich meinem Onkel sagen werde, eine gute Frau seyn.«

»Alle Segnungen des Himmels würden kaum hinreichen, um deine Tugenden zu belohnen, o meine Tochter!« rief die in Thränen zerfließende Marquise aus. »Du bewilligst mir, was ich von deinem Muthe erheische und bietest mir freiwillig an, was ich nicht zu begehren von Dir gewagt hätte. Es ist doch recht schmerzlich, von so edlen Kindern auf immer scheiden zu müssen!«

»Wird Amaury von dem Vorgefallenen nicht in Kenntniß gesetzt werden müssen?« fragte Eliane, indem sie die zitternden Hände der Marquise mit Küssen bedeckte.

»Du würdest jetzt den Versuch dazu nur vergebens machen und überdies müßte ein Schreiben an einen Emigranten Dir als Verbrechen angerechnet werden, das man Dir trotz deiner Jugend nicht verzeihen würde. Später, wenn der Verkehr einmal wieder hergestellt seyn wird, kannst Du Dich mit Frau von Lienhart über das Nöthige berathen. Du bist Amaury's Verlobte, was er nach aller Wahrscheinlichkeit bereits weiß, und so schickt es sich vielleicht nicht für Dich, ihm zuerst zu schreiben; übrigens werden wir ja sehen, was dein Onkel hierüber meint. Du bist ein Engel, Eliane.«

Obwohl Valery in Folge der Unglücksfälle, die nach und nach über die Famile seiner Gebieter seit den bösen Tagen der Revolution herein gebrochen, in alle Geheimnisse derselben nach und nach eingeweiht worden war, so hatte er sich doch während dieser gleichzeitig schmerzlichen und erhebenden Scene stets abseits gehalten und sich darauf beschränkt mit dem Blicke das Geberdenspiel der beiden Frauen zu beobachten, das ihm nach dem, was er davon gewahren konnte, jetzt weniger traurig zu seyn schien, als er es nach der Gemüthsstimmung Elianens im Augenblicke ihres Eintritts bei ihrer Tante zu hoffen gewagt hatte.

Bald waren es auch einzelne an sein Ohr schlagende Worte, die den Glauben in ihm anregten, es sey der Marquise gelungen, von ihrer Resignation und ihrem Muthe Einiges ihrer Nichte mitzutheilen, was nun wieder auch für sein Herz Trost und Erhebung war.

In diesem Augenblicke winkte ihm die Marquise aufs Freundlichste, er möchte doch näher kommen.

Als er zu den Frauen trat, weinten sie zwar beide; es geschah aber mit einer Art von Ruhe, als wenn nicht der Tod, sondern eine andere Trennungsweise sie binnen wenigen Stunden hätte scheiden sollen.

»Valery,« begann Frau von Estagnol. »ich habe dieses liebe Kind von dem Beweise der Aufopferung und Liebe in Kenntniß gesetzt, den Sie uns neuerdings geben wollen.«

»Ach! gnädige Frau! Wie wenig ist dies in Vergleich mit dem, was ich so gern für Sie thun wollte!«

»Ich weiß dies, mein Freund,« fuhr die Marquise mit einem Tone fort, als wenn sie zu einem Gleichgestellten spräche, »leider aber vermögen Sie für den Augenblick

nur dieses zu thun . . . es ist also eine abgemachte Sache, daß Sie, gleich nachdem Sie meine Nichte zu Frau von Lienhart gebracht haben werden, ein Schreiben dieser Dame zur Uebermittlung an meinen Sohn übernehmen?«

Valery wollte eine Versicherung seines Eifers aussprechen; seine Aufregung war jedoch so groß, daß er nur unzusammenhängende Worte zu stammeln vermochte; die Marquise fuhr fort:

»Sie werden sich beeilen? nicht wahr, guter Valery? Dann wird unser armer Robert sein Unglück durch ein Schreiben seiner Cousine und in Ihrer Anwesenheit erfahren. Da Ihnen ferner Ihr Alter nicht mehr gestattet, bei ihm zu bleiben, so lange er Kriegsdienste leistet, so werden Sie dann, sobald er sich nur ein wenig beruhigt haben wird, zu meiner Nichte bei Frau von Lienhart zurückkommen. Verlassen Sie sie nie, mein alter Freund. Ich gebe Ihnen hiermit einen großen Beweis meines Vertrauens, das jedoch nur dem entspricht, was Sie alles für mich bereits gethan haben.«

»Wie! meine theure Gebieterin! Sie erlauben mir, auch fernerhin im Dienste des Fräuleins zu bleiben!«

»Sie werden nicht in ihren Diensten seyn, mein Freund; aber Sie werden Sie lieben und ihr oft von denen sprechen, deren Freude sie in ihrem Leben gewesen ist und denen sie in den letzten Momenten zum einzigen Troste gereichte. Niemand vermag dieser Aufgabe so gut wie Sie nachzukommen, der Sie uns während dieser fünf furchtbaren Jahre voll entsetzlicher Prüfungen und Heimsuchungen keinen einzigen Tag über verlassen haben.«

»Ich werde ihr nachkommen, meine edle Gebieterin!« sagte er, indem er ehrfurchtsvoll die ihm von der Marquise

zum Zeichen der Freundschaft und Dankbarkeit dargereichte Hand an seine Lippen führte.

»Sollte es mir beschieden seyn,« fuhr er fort, »noch lange zu leben, so werde ich es aus Liebe zu dem theuern Fräulein zu ertragen wissen. Möge Gott ihr seinen besten Schutz verleihen!«

»Ich danke Ihnen, mein Freund. Es ist schön von Ihnen, daß Sie mir sagen, Sie würden aus Liebe zu mir das Leben zu ertragen vermögen, da doch auch Sie bald sehr unglücklich seyn werden.«

Bei diesen liebevollen Worten hatte Eliane ihr noch immer an die Schulter der Tante gelehntes Köpfchen empor gehoben und eine ihrer Hände dem alten Kammerdiener gereicht, den man seiner Haltung und Stellung nach für den Unglücklichsten unter den Dreien hätte halten können, aus denen die Gruppe bestand.

»Jetzt, meine Tochter,« sagte Frau von Estagnol, indem sie aufstand, aber Elianen noch immer umschlungen hielt, »jetzt werden wir uns zu deinem Onkel verfügen müssen; würden wir noch länger zögern, so könnten wir ihn betrüben, was sehr unrecht gehandelt wäre; um so mehr unrecht, als er mit großem Zartgefühl meinem Wunsche, einige Augenblicke mit Dir allein bleiben zu können, entgegen gekommen ist. Valery, haben Sie die Güte, meinem Sohne zu sagen, seine Cousine sey gekommen; Sie werden ihn wahrscheinlich in dem Garten zunächst der Kirche finden. Ich glaube, er hat sich vor Kurzem mit Herrn von Marignac dorthin begeben.«

Valery entfernte sich in der angezeigten Richtung; seine Blicke drückten den tiefsten Schmerz aus.

Langsam, auf einander gestützt, schlugen die beiden Frauen die entgegengesetzte Richtung ein.

Eliane sagte:

»Der gute Comthur ist also bereits gekommen? das sieht ihm völlig ähnlich.«

»Man hat ihm nicht die Zeit zum Kommen gelassen,« antwortete Frau von Estagnol.

»Wie? Sollte er ebenfalls als Gefangener hier seyn?« fragte Eliane mit bewegter Stimme, die deutlich zeigte, daß, so zermalmt ihr Herz auch durch die eigenen Leiden war, ihr doch noch die Fähigkeit geblieben war, Mitleiden mit dem Unglücke Anderer, selbst Jener, die sie nicht so nahe angingen, zu empfinden.

»Ich ja, mein armes Kind! Auch diesen Freund wirst Du verlieren müssen. Heute Nacht, fast gleichzeitig mit mir, ist er hierher gebracht worden.«

»Großer Gott! Wessen kann man ihn denn beschuldigen? War er doch stets denen, die er liebte, so treu, so anhänglich zugethan.«

»Das ist heutzutage ein großes Verbrechen und man nennt ihn mit Recht schuldig; nichtsdestoweniger hat man ihm den Grund seiner Verhaftung noch nicht gesagt und er hat vergessen, sich darnach zu erkundigen.«

»Vielleicht weiß man, daß er Robert liebt.«

»Stille, meine Tochter, stille! Daran habe ich ebenfalls bereits gedacht.«

»Und mich läßt man am Leben!« fuhr Eliane fort; sie sprach jedoch mit leiser Stimme, wie im Selbstgespräche begriffen.

Die Marquise hatte sie aber doch gehört und alsogleich den ungemein schmerzlichen Sinn dieser Worte erfaßt. Die

Liebe ihrer Nichte zu Robert und der Schmerz einem Andern verlobt zu seyn, sprachen sich in ihrer ganzen Bitterkeit in diesen Worten aus.

Gern hätte sie einige Worte des Trostes an das arme Kind gerichtet; was aber hätte sie ihr wohl sagen können? Ueberdies waren sie auch nur mehre Schritte vom Marquis entfernt, der noch immer mit dem General Hoche auf- und abging.

Als der General sie näher kommen sah, grüßte er seinen edlen Unglücksgefährten voll Anstand, Würde und Achtung; dann zog er sich zurück; ihm folgte der Blick Elianens, die hier zum ersten Mal diesen Freund Roberts gewahrte, von dem sie bereits so oft reden gehört hatte.

V.

Die revolutionäre Gerechtigkeit. — Die Equipagen des Volkes.

Schon seit mehren Jahren war Herr von Estagnol nicht mehr der leichtsinnige, spöttische, skeptische, selbstsüchtige, vornehme Herr, der sich über Alles lustig machte und es als Pflicht eines Mannes von seinem Range betrachtete, ein lustiges Leben zu führen, ohne sich irgendwie um die Zukunft zu kümmern, der es als eine seiner unwürdige Schwäche betrachtete, den Glauben aufkommen zu lassen, daß er ebenfalls ein Herz im Leibe trage.

Die große Katastrophe der Revolution war gewissermaßen unter seinen Augen vorgegangen, da er jederzeit den Gefahren entgegen geeilt war, welche das Königthum be-

drohten und dabei die unüberlegte Hingebung und den brausenden Muth eines Edelmannes aus den alten Zeiten der Monarchie beurkundet hatte; diese großen, revolutionären Katastrophen hatten nun seinen Charakter so sehr modificirt, daß sie zuletzt seine frühzeitig durch die Gesittung seiner Zeit verderbte Natur gänzlich umgeändert hatten. Aus Kastengeist, aus zäher Anhänglichkeit an Vorurtheile hatte er zuerst ohne besondern Eifer an den ernstesten Ereignissen dieses furchtbaren Kampfes Theil genommen; bald aber war diese Theilnahme eine enthusiastische und zwar in dem Maße geworden, in welchem er seine im Grunde ihm nicht eigenthümlichen Laster abgelegt und die alten Tugenden seines Stammes wieder angenommen hatte; aus einem Fanatiker für absurde Privilegien war er ein eifriger, vernünftiger, uneigennütziger Royalist aus Ueberzeugung geworden. Wir müssen hier bemerken, daß Herr von Estagnol nicht das einzige hervorragende Beispiel so schöner Umwandlung war; die Vorsehung — und zwar nur sie allein — machte damals Angesichts des Todes Leute zu großen Männern, deren unseliger Leichtsinn nicht wenig zu dem Sturze der Monarchie beigetragen hatte, in deren Sturze sie verdienter Weise mit untergingen.

Als der Marquis seine Frau und seine Nichte kommen sah, schritt er ihnen entgegen.

Eliane eilte in seine Arme.

»So sehe ich Sie doch endlich wieder, mein armer, mein theurer Vater!« rief sie aus. »Wie lange, wie sehr habe ich mich nach Ihnen gesehnt!«

»Dank, Dank, meine Tochter; es gewährt mir den größten Trost, Dich an mein Herz drücken zu können.«

»Aber in was für einem Moment, großer Gott!«

rief Eliane unter Schluchzen, das sie lange erstickt hatte, um nicht den Muth ihrer Adoptivmutter zu erschüttern, der sie es gleich zu thun suchte.

»Beruhige Dich, liebes Kind,« antwortete Herr von Estagnol, dessen Stimme fast eben so gebrochen war wir die seiner Nichte, »thue es um meinetwillen,« fuhr er fort, »da ich bis zum letzten Lebensmomente mir die Seelenstärke zu erhalten wünsche, die ich dieser heiligen und edlen Frau schulde.«

Und nun umschlang er seine fromme Lebensgefährtin und Elianen in einer und derselben Umarmung.

»Die Kraft kömmt Dir von Gott, mein Freund,« murmelte zärtlich und fast lächelnd die Marquise, »und darum wird sie Dir auch nicht entgehen.«

»Ohne dein Gebet, theure Constance, wäre sie mir nie zu Theil geworden,« erwiederte der Marquis mit großer Wärme.

»Wollen wir nicht,« fuhr er nach kurzem Stillschweigen fort, »zu der Bank zurückkehren, von der Ihr so eben aufgestanden seyd; wir würden dort bequemer sprechen können . . . und ich habe meiner lieben Nichte noch sehr viele Dinge zu sagen.«

»Nennen Sie mich doch Tochter!«

»Ja, ja! meine Tochter . . . mein Kind!«

Nachdem sie sich alle Drei niedergesetzt und Frau von Estagnol Elianen auf ihre Knie gezogen hatte, begann der Marquis nach kurzem Nachdenken:

»Höre mich aufmerksam an, meine Tochter; deine Zukunft ist es, von der ich sprechen will. Ich werde es in einer Weise thun, die ich dem feierlichen Momente schulde. Ich achte Dich zu sehr, Eliane, um Dir jetzt das Verspre-

chen zurück zu geben, das Du mir in einer frühern Zeit geleistet hast, um die Besorgnisse meines Stolzes zu beschwichtigen, eben aber, weil ich Dich achte, will ich Dir sagen, in wie weit Du meiner Ansicht nach durch das Versprechen gebunden bist, das Du mir zu Liebe abgelegt hast. Sollten sich die Pforten dieses unglücklichen Landes je wieder meinem ältesten Sohne öffnen, so wird er nichts mehr von dem großen Vermögen vorfinden, das ihm einst nach meinem Tode zufallen sollte, falls dieser in natürlicher Weise erfolgt wäre und unter gewöhnlichen Verhältnissen. Ich weiß, daß Robert, der uns beerben soll, aus der Ruchlosigkeit der gegenwärtigen Gesetze keinen Nutzen wird ziehen wollen; Amaury aber ist stolz und es könnte sich leicht fügen, daß er von ihm nichts würde annehmen wollen. Unter solchen Verhältnissen solltest Du, theures Kind, dein Versprechen als ein geheiligtes betrachten.«

»Das thue ich auch, mein Vater,« sprach Eliane mit Festigkeit.

»Ich weiß das, mein theures loyales Kind; weil ich es aber weiß, soll und will ich Vorsichtsmaßregeln gegen deine Loyalität selbst treffen. Ich verlange daher mit der ganzen Autorität eines Vaters, der seinen letzten Willen kund gibt, daß Du, ehe Du dein Versprechen vollführst, Dich erst überzeugest, daß Amaury auch eines so edlen Mädchens als Lebensgefährtin würdig sey. Der Wahrheit gemäß muß ich Dir sagen, daß er es vor einigen Jahren nicht war . . . Schlechte Erziehung und verderbliche Beispiele, denen er sich nicht leicht zu entziehen vermocht haben würde, hatten damals leider einen Menschen aus ihm gemacht, wie die meisten zu jener Zeit waren. An Dir wird es daher seyn, meine Tochter . . . an Dir allein, in voller

Geistesfreiheit zu urtheilen, ob ihn die Zeit gereift, ob ihn das Unglück gebessert hat . . . Noch in dieser Scheidestunde bin ich schwach genug, zu wünschen, daß mein Haus in der Person meines ältesten Sohnes wieder auferbaut werden möge; vor dem Richterstuhl meines Gewissens schwöre ich Dir jedoch, daß ich noch sehnlicher und aufrichtiger wünsche, daß Du glücklich werdest. Das wollte ich Dir sagen, meine Tochter; ich werde nur noch hinzufügen, daß es mir zum größten Troste gereicht, hierzu noch Zeit und Gelegenheit gefunden zu haben.«

»Mein Vater, mein edler Vater! Ihr Zutrauen wird nicht getäuscht werden!« antwortete Eliane, indem sie mit Thränen und Küssen die Hände des Marquis bedeckte, die sie noch immer in den ihrigen hielt. »Ich rufe Gott zum Zeugen meiner Aufrichtigkeit an,« fuhr sie mit gegen Himmel gerichteten Augen fort, »und ich werde täglich zu ihm beten, nicht zu gestatten, daß mein Herz schwach werde in der großen Prüfung, der es durch Ihre zärtliche Sorgfalt für meine Zukunft unterzogen wird. Meine Mutter weiß, daß ich mit dem festen Entschlusse hierher gekommen bin, Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen gehorchen wolle, wenn der Augenblick dazu gekommen seyn würde, gerade so, als wenn Sie zugegen wären, um mich an mein Versprechen zu erinnern. Urtheilen Sie demnach, ob ich mit Dankbarkeit mich der neuen Bedingung unterziehe, die Sie heute für mich aufstellen. Den Ausgang kenne ich übrigens im Voraus. Wie sollte Amaury nicht meiner würdig seyn? Ist er doch Ihr Kind! Segnen Sie Ihre Tochter, mein Vater . . . sie dankt Ihnen für den Beweis von Achtung, den Sie ihr gegeben haben.«

Der Marquis legte seine beiden Hände auf Elianens

Stirne; das Mädchen knieete vor ihm; Herr von Estagnok betete; man sah es an der Bewegung seiner Lippen, am Ausdruck seines Blickes.

Dann hob er sie auf, drückte sie an sein Herz und setzte sie wieder auf die Kniee der Marquise.

»Ich kann Dir in keiner andern Weise danken, meine Tochter,« sagte er sodann, »weil die arme menschliche Sprache keinen Ausdruck hat, um die Dankbarkeit auszudrücken, die ich empfinde; ich danke aber deiner heiligen Mutter, Dir einen Geist verliehen zu haben, der dem ihrigen nicht an Größe, an Geradsinnigkeit nachsteht.«

»Theuere Constance!« fuhr er fort, indem er sich zu seiner Frau wandte; »wie sträflich und verblendet war ich doch, so lange Alles verkannt zu haben, was Du für mich gethan hast!«

»Du bist nicht sträflich, mein Freund,« antwortete die Marquise, »dieses liebe Kind hielt seine trefflichen Eigenschaften gar so verborgen.«

»Ich spreche nicht nur hiervon; ich spreche von Allem, Allem, was ich nicht zu sehen verstand. Vergib mir!«

»Derjenige bedarf keiner Verzeihung, der das Unglück so zu ertragen wußte, wie Du es gethan hast. Ich liebe Dich mehr als jemals; ich ehrfürchte Dich; ich würde, falls ich ohne Dich sterben sollte, das Leben schmerzlich vermissen.«

»Und doch bist Du so unglücklich gewesen!«

»Ich habe dies längst vergessen, mein Freund . . . Was liegt auch übrigens daran, ob ich, im Begriffe stehend die Welt mit Dir zu verlassen, mich noch erinnere, früher ein angenehmes Leben geführt zu haben? Könnte ich mein Leben wieder von vorne beginnen, wäre es mir gegönnt,

selbst mein Schicksal zu wählen, so würde ich, ich schwöre es Dir, Gott darum bitten, es gleich dem früheren zu gestalten. Der Liebe einer christlichen Gattin genügt es, für denjenigen, den sie liebt, einen frommen Tod sterben zu können; sie weiß dem Himmel Dank dafür und preist ihn noch im letzten Athemzuge.«

»Mein Weib! mein frommes Weib!« rief der Marquis; »ich möchte leben, um . . .«

»Roland nähert sich uns, lieber Freund,« unterbrach ihn die Marquise, »vor ihm dürfen wir nicht Klage führen über unser Schicksal. Der Arme glaubt ohnehin, er sey an unserm Tode schuld; wenigstens soll er nicht glauben dürfen, daß wir den Verlust des Lebens bedauern.«

»Du hast Recht, Constanze.«

Der Marquis stand auf, um seinem Sohne, der sich nach ihnen umgesehen hatte und nun auf sie zukam, einige Schritte entgegen zu gehen.

Eliane und Roland hatten sich seit vielen Jahren nicht gesehen; in Folge ihrer Altersverschiedenheit war es nie zu besonderer Vertrautheit zwischen ihnen gekommen; als sie sich aber in einem solchen Augenblick wieder sahen, machte sich die Stimme des Blutes in ihren Herzen geltend; unter dem Impuls lebhafter Zärtlichkeit stürzten sie einander in die Arme und zeigten alle Symptome jener tiefen Gemüthsbewegung, die sich leichter begreifen als beschreiben läßt.

Der Marquis und Eliane nahmen ihre Plätze wieder auf der Bank ein, während Roland die zitternde, bleiche Hand, die seine Mutter ihm reichte, als sie ihn aufforderte, sich zu ihnen zu setzen, ehrfurchtsvoll an seine Lippen drückte.

»Wenn Sie es erlauben, theure Mutter,« sagte er, »werde ich stehen bleiben; ich kann Sie so alle besser mit einem Blicke übersehen.«

Der Ton, mit dem er diese Worte sprach, machte, daß seine Verwandten zusammen zuckten und ihn mit mehr Aufmerksamkeit betrachteten.

Er war entsetzlich bleich; in seiner Physiognomie lag aber der Ausdruck von Festigkeit; aus seiner Haltung sprach ernste Würde.

So war er nicht gewesen, als ihn seine Eltern vor einigen Stunden gesehen hatten; sie wechselten rasche Blicke, um sich ihr Erstaunen und ihre Befriedigung über diese unverhoffte Veränderung auszudrücken.

Roland schwieg einige Augenblicke still, als wenn er sich hätte ernstlich sammeln wollen; dann sprach er mit feierlicher Langsamkeit, welche selbst die Aufmerksamkeit eines Gleichgiltigen erregt haben würde, falls ein solcher ihm gegenüber gestanden wäre:

»Der Unglückliche, der die Verzeihung derjenigen erhalten hat, deren Fluch ihm hätte werden sollen, der nun mit seinem Kopfe die sträflichen Irrthümer seines Lebens büßen soll, hat von den Menschen nichts mehr zu verlangen, nichts mehr von ihnen zu erbitten; ihm lag nur noch ob, die Barmherzigkeit des Himmels zu erflehen; dies hat er mit demüthigem, gebrochenem und reuigem Herzen gethan.«

Frau von Estagnol zeigte durch eine Geberde an, daß sie zu sprechen wünsche; eine Zeit lang aber konnte sie vor Weinen nicht reden; sie stützte ihr Haupt an die Brust ihres Gatten, als wenn sie aus dieser den ihr mangelnden

Athem hätte schöpfen wollen; dann rief sie mit äußerster Anstrengung:

»Ich danke Dir, mein Gott, Du hast keine meiner Bitten unerhört gelassen; ich danke Dir bis in den Tod.«

Gerührt und voll Dankbarkeit blickte Roland auf seine Mutter, dann fuhr er mit steigender Bewegung fort:

»Ich bin auf den Steinplatten niedergeknieet, die noch roth waren von dem Blute der Priester, welche die schändlichen Mitschuldigen meiner Verbrechen daselbst ermordet hatten; ich habe einen Altar mit meinen Armen umfaßt, den jene heuchlerische und monströse Philosophie umgestürzt hat, welche mir das schönste Erzeugniß des menschlichen Geistes zu seyn schien; ich habe mit meiner Stirn gegen Mauern geschlagen, die von Kugeln zerrissen waren, von Kugeln, die man auf den Befehl jener elenden Mörder abgefeuert hatte, deren Hände ich vielleicht gedrückt habe; ich habe es gewagt, jenen Gott anzurufen, den ich verläugnet, gelästert und als unnütz und erlogen ausgeschrieen habe; und doch bin ich nicht wahnsinnig geworden während dieser, in einem Anfall von Geistesverwirrung begonnenen Prüfung! Ich bin nicht nur nicht wahnsinnig geworden, sondern fühlte sogar, wie Hoffnung und Friede in meine Seele einzogen, aus der der Geist der Empörung gewichen war, um jenem der Verzweiflung Raum zu geben. Mich wollte bedünken, als wenn das hier vergossene Blut um Gnade zum Himmel für mich flehte! Von dem Altar, welcher den Einsturz droht, von den kugelgespaltenen Mauern aus glaubte ich Stimmen zu hören, die mir sagten, die Barmherzigkeit des Himmels kenne keine Grenzen, der beleidigte Gott wolle keine Rache, sondern verlange nur, daß die Reue lang und von aufrich-

tigem Schmerze begleitet sey; dann befragte ich mein Herz; seine Betrübniß sagte mir, ich hätte das Recht mit Ihnen auf das Schaffot zu steigen, an Ihrer Seite vor dem höchsten Herrscher zu erscheinen, der unser harre!«

»Mein Sohn! mein theurer Sohn!« schrieen gleichzeitig Herr und Frau von Estagnol, indem sie den zu ihren Füßen niedergesunkenen Roland in ihre Arme schlossen.

»Lassen Sie mich hier bis zu dem Augenblicke liegen, in welchem man uns zum Tode führen wird,« fuhr er mit dem Tone männlicher Empfindlichkeit fort; »welche Leiden muß ich Ihnen, mein armer Vater, wohl zugefügt haben! es wird aber, ich schwöre es Ihnen zu, die Zeit kommen, in der Sie meinethalben nicht mehr werden erröthen dürfen!«

»Dieser Augenblick ist bereits gekommen, mein Sohn; mit Stolz anerkenne ich Dich als meinen Secundanten in diesem letzten Kampfe; wenn man Dich an meiner Seite sehen wird, wird man glauben, wir stürben für eine und dieselbe Sache.«

»Ich werde bemüht seyn, diesen Glauben zu rechtfertigen,« antwortete Roland, dessen Auge in männlicher Entschlossenheit glühte.

»Du thust mir unendlich wohl, mein theurer Sohn,« sagte die Marquise, deren Freude sich bis jetzt nur durch ihren strahlenden Gesichtsausdruck kund gegeben hatte; »Du sollst aber auch wissen,« sprach sie weiter, »daß ich nie an Dir verzweifelt habe. Als Du Dich heute Morgens von uns entferntest, errieth ich sogleich wohin Du gingest.«

»Mutter, ich selbst hatte es in jenem Augenblicke noch nicht gewußt.«

»Weil Du Denjenigen nicht sehen konntest, der Dich führte.«

»Eliane,« fuhr Roland fort, indem er sich seiner Cousine zuwandte, deren Bewunderung und Theilnahme an dieser Scene so groß war, daß sie selbst auf ihren Schmerz vergaß, »Eliane, auch von Dir muß ich mir etwas erbitten. Dich beauftrage ich, von meinen Brüdern mir jene Vergebung zu erwirken, die ich nicht mehr von ihnen verlangen kann. Sie haben mir Beide, obwohl auf verschiedenen Wegen, edle Beispiele gegeben, die mich in meinen eigenen Augen noch straffälliger erscheinen lassen. Wie erbärmlich, wie wahnsinnig habe ich doch gehandelt! Ich hatte die Wahl, ich konnte mich für König und Vaterland opfern und gab mich doch mit Leib und Seele sträflichen Unternehmungen hin, an deren Spitze Ruchlose standen, der Abschaum und Auswurf der Menschheit. An Warnungen, Rathschlägen und Bitten hat es mir eben so wenig gefehlt, als an edlen Beispielen! Ich aber hatte Alles verkannt, Alles verspottet, Alles zurückgestoßen! Ich habe noch mehr gethan! Ich habe die Treue eines edlen Kindes wankend zu machen gesucht, dessen Führer ich hätte auf dem Wege der Ehre seyn sollen, falls er im Stande gewesen wäre, sich von demselben zu entfernen. Da ich ihn nicht zu verderben vermochte, verleitete ich die unter seinem Commando auf einem gefährlichen Posten stehenden Soldaten zum Ungehorsam! Das ist aber noch nicht Alles, ich . . .«

»Genug, genug, mein Sohn!« unterbrach ihn Frau von Estagnol mit imponirender ruhiger Autorität; »Gott und dein Vater haben Dir vergeben; Du hast Dir nichts mehr vorzuwerfen. Was wolltest Du auch Jenem noch sagen, der Alles sieht? Was aber mich anbelangt, so will ich das,

was ich noch nicht weiß, auch nicht erfahren ... Bezüglich deiner Brüder darfst Du nicht unruhig seyn. Ich stehe Dir für ihre Herzen, wie für das meinige; das mag Dir genügen. Umarmen wir uns noch einmal, Roland, und sparen wir unsere wenigen Kräfte für die große Prüfung auf, die jetzt nicht mehr sehr fern seyn kann.«

In der That war die Zeit mit erschreckender Schnelligkeit während dieser rührenden Scenen vorgeschritten; aus der seit einigen Augenblicken unter den Gefangenen und Besuchern sich kundgebenden Aufregung konnte man mit Leichtigkeit entnehmen, daß die verhängnißvolle Stunde herbei gekommen sey, in der sie bereit seyn mußten, vor dem furchtbaren Tribunal zu erscheinen.

Schon hatten die Kerkermeister zu wiederholten Malen die Runde um die Gefangenen gemacht, um sich zu überzeugen, daß ihnen keines aus der Zahl der Opfer fehle.

Schon hörte man auch hin und wieder unzusammenhängende, von Schluchzen und halb unterdrücktem Weinen unterbrochene Worte; sie kamen aus den gebrochenen Herzen der Unglücklichen, die zum Fortleben verurtheilt waren!

Die dem Tode Entgegengehenden erkannte man ohne Mühe an der ernsten Ruhe ihrer Haltung; es hatte den Anschein, als wenn ihre Blicke über das Schaffot hinaus der Herlichkeiten des Himmels ansichtig würden.

Die Strahlen einer glänzenden Sonne erleuchteten diese Trauerscene, die dadurch nur um so ergreifender wurde.

In den Gesträuchen sangen die Vögel, in den Lüften verfolgten die Schwalben einander mit fröhlichem Geschrei; Blumen, von den Gefangenen gezogen, schwankten anmuthig auf ihren Stengeln, neue Besitzer erwartend, da die jetzigen nicht mehr bestimmt waren, sie pflücken zu sollen.

Um halb zwölf Uhr drängten sich die Gruppen instinctmäßig an einander und näherten sich der großen, auf den Kanzleisaal hinausgehenden Thüre.

Von außen her vernahm man trotz des gewöhnlichen Stadtlärmes ganz deutlich Wagengerassel, Pferdegetrappel, militärische Commandoworte und Waffengeklirre.

Ein Drama wurde vorbereitet, das seit achtzehn Monaten täglich gespielt wurde, bei dem man nicht einsehen wollte, daß das Volk aller Dinge und zuletzt auch des Blickes überdrüssig wird.

Bei diesem unheilvollen Anzeichen drängten sich die Gruppen noch näher aneinander, sie bildeten jetzt fast eine compacte Masse.

Die zahlreichste Gruppe bestand aus der Familie Estagnol, zu welcher sich nach und nach General Hoche, Comthur von Marignac und die Vicomtesse Cerizay gesellten, diese kluge und getreue Freundin des Chevalier.

Der General wußte, daß er heute noch nicht vor die Schranken des Gerichtes gestellt werden würde; er wollte jedoch für den Fall, daß er durch den Schutz seiner zahlreichen, mächtigen Freunde dem Tode entgehen sollte — dem armen Robert die letzten Worte seiner armen Eltern hinterbringen können.

Der Comthur und die Marquise waren längst übereingekommen, sich von dem Marquis und der Marquise, wenn der Zufall sie vereinigen sollte, nicht zu trennen.

Herr von Estagnol, seine Frau und sein Sohn hielten sich eng umschlungen; Eliane weinte im Stillen; ihre Tante mußte sie aufrecht halten und wurde dabei von Hoche mit dem Ausdrucke der Bewunderung angeblickt.

Am äußersten Ende dieser Gruppe standen Herr von Marignac und die Vicomtesse bei Roland; der alte Valery rang verzweiflungsvoll die Hände.

Als es zwölf Uhr schlug, wurden beide Flügel der in die Kanzlei führenden Thüre geöffnet; der Kanzleisaal war mit Bewaffneten überfüllt.

Einer derselben trat vor; er hielt ein Papier in der Hand; ihn begleitete jener Kerkermeister, der Elianen mit solcher Roheit ausgefragt hatte. Die Aufgabe dieses letztern war die Constatirung der Identität der Gefangenen, wozu sich die Nothwendigkeit übrigens nur selten ergab; der Andere beschäftigte sich mit dem Namensaufruf.

Beim Anblick dieser Schergen des Todes richteten Herr von Estagnol, Roland und der Comthur ihr Haupt stolz empor; sie waren nicht die Einzigen, die dies thaten.

»Meine Tochter, ich lege dein Geschick in die Hände Gottes; thue dasselbe,« sagte die Marquise mit leiser Stimme, indem sie ihre Lippen auf die bleiche, eisige Stirne Elianens drückte; »danke ihm für mich, daß er mir in meinen letzten Lebensmomenten alle die Gnaden bewilligt hat, die ich von ihm erwartete.«

»Herr Hoche,« fuhr sie zum General gewendet fort, »seyn sie bereit, sie in ihren Armen zu halten . . . sie ist ohnmächtig geworden und ich fühle, daß meine Kräfte mich verlassen.«

»Zählen Sie auf mich, gnädige Frau,« antwortete Hoche, indem er hinter Elianen trat.

»Der ehemalige Marquis von Estagnol!« rief der mit dem Appell beauftragte Mann mit rauher Stimme.

»Hier bin ich,« antwortete der muthige Mann mit festem Tone.

»Wohlan, hierher, Marquis!« fuhr der Ausrufer der Guillotine fort. »Wie, Du kömmst nicht? Ach! ich sehe schon, Ihr gehört mehre zu derselben Bande und wollt zuzusammen bleiben, um Euch bis zu dem Augenblicke umarmen zu können, in welchem eure Köpfe in den Korb fallen werden? Meinetwegen; die allezeit große und großmüthige Republik hat nichts dagegen einzuwenden. Ich fahre fort: Die Marquise und der Vicomte von Estagnol. — Jetzt seyd Ihr Alle beisammen; macht nun Platz für die Andern.«

»Herr Hoche, halten Sie sie,« sagte die Marquise, »und wenn Sie meinen Sohn wieder sehen, so wissen Sie . . .«

Sie konnte nicht ausreden; ihr Gemal und Roland zogen sie mit sich fort, da sie sich nicht der Schmach aussetzen wollten, ein zweites Mal gerufen zu werden.

Der General und Valery, die einander seit langer Zeit kannten, beeilten sich Elianen an das andere Ende des Hofes zu bringen, woselbst sich Niemand befand; das arme Kind hatte das Bewußtseyn gänzlich verloren.

Als sie sich mit ihrer kostbaren Last entfernten, rief der rauhe Mann eben:

»Die ehemalige Vicomtesse von Cerizay!«

»Der ehemalige Comthur von Marignac!«

Wie ein Schatten huschte die Vicomtesse schnell herbei; ihr folgte der Comthur, so graziös, als wenn er bei Hof eine Aufwartung hätte machen wollen; sie holten ihre Freunde in dem Augenblick ein, in welchem dieselben den Karren bestiegen; demnach konnten sie sich neuerdings neben einander setzen.

Noch wurden nach einander vierunddreißig Personen gerufen, die in zwei enorme, roth bemalte Karren gesteckt

wurden; vor jedem derselben waren drei jener starken Pferde gespannt, deren sich die Abdecker gewöhnlich zu bedienen pflegen, um die Felle und sonstigen nützlichen Abfälle der im Schlachthause von Montfaucon getödteten Thiere aus der Stadt zu schaffen.

Vierunddreißig Personen! Und doch war dies nur, wie man sich damals auszudrücken pflegte, eine gewöhnliche Tagsration!

Nicht alle diese Opfer waren adelig oder Aristokraten, wie man damals zu sagen pflegte. Es waren auch Bürger, Handwerker, selbst Proletarier darunter; die ruchlosen Heuchler, welche damals Frankreich regierten, ließen die Gleichheitskomödie sogar auf dem Schaffote fortspielen; viele arme Teufel mußten sterben, um dieser Lüge Credit zu verschaffen.

Die Fahrt vom Gefängniß bis zum Justizpalast, in welchem das revolutionäre Tribunal seinen Sitz hatte, wurde schnell und in düsterer Stille zurück gelegt. Selbst die Pöbelhefe war bereits der Executionen müde geworden; sie bedauerte wohl die Opfer noch nicht, beschimpfte sie aber doch nicht mehr; darum waren auch Robespierre, Couthon und Saint=Just erschrocken über dieses ihre Macht bedrohende Symptom; darum suchten sie nach einem Mittel, durch welches der erlöschende Enthusiasmus für die Guillotine wieder neu belebt werden konnte. Dieses Mittel wurde aber von den Gegnern dieser drei Ungeheuer aufgefunden, als sie ihnen die Köpfe abschlagen ließen.

Als die Angeklagten den Gerichtssaal betraten, hatten die Mitglieder des Tribunals unter Hermanns Vorsitze und die Geschwornen sich bereits versammelt, damit ja kein Augenblick Zeit verloren ginge; Fouquier=Tinville, der öffent=

liche Ankläger, war ebenfalls bereits an seinem Posten. Da Saint-Just ihn im Verdachte hatte, er habe die Familie Estagnol beschützen wollen, so suchte er sich dadurch von jedem Argwohn zu reinigen, daß er selbst zu ihrer Verurtheilung beitrug.

Seine Anklageschrift war eine monströse Zusammenstellung der größten Lügen und perfider Insinuationen; ihr Styl war der eines zum Staatsanwalt gewordenen Henkersknechtes; am heftigsten erging sie sich gegen Roland; dieser wurde angeklagt, sich nur deswegen an allen Acten gerechter Rache der Revolution betheiligt zu haben, um sie dann in den Augen der Welt entehren zu können; der unglückliche junge Mensch wurde als Agent des Auslandes dargestellt, ein Verbrechen, das fast eben so hoch angerechnet wurde, als wenn Jemand den König vertheidigt und die Königin beweint hätte; diese zweite Kategorie von Verbrechen wurde dem Marquis und seiner Frau zur Last gelegt.

Als Fouquier-Tinville zu sprechen aufgehört hatte, befahl der Präsident Hermann dem Marquis von Estagnol aufzustehen.

Er gehorchte ohne Zögern, weil er sich erinnerte, daß auch Ludwig XVI. seinen Richtern stehend geantwortet hatte; überdies stand er auch deswegen gern auf, damit die Seinigen ihn sehen und sich überzeugen könnten, daß er nicht zittere.

»Dein Name?« begann Hermann.

»César-Timoléon, Marquis von Estagnol.«

»Es gibt keine Marquis mehr,« bemerkte ein Geschworner. »Der Angeklagte wird angewiesen, dem Gesetze Ehrfurcht zu zollen.«

Mit verachtendem Blicke und schweigend blickte der Marquis diesen Menschen an.

»Dein Alter?« fuhr Hermann fort.

»Neunundvierzig Jahre.«

»Du bist angeklagt, den Tyrannen am 10. August vertheidigt und an Verschwörungen Theil genommen zu haben, deren Zweck zuerst dahin ging, ihn am 21. Jänner zu befreien, dann aber seinen Tod zu rächen. Was kannst Du hierauf entgegnen?«

»Nichts.«

»Du gestehst also diese Verbrechen ein?«

»Ich thue mehr noch: ich bin stolz auf dieselben; mich schmerzt nur Eines, daß ich nemlich nicht mehr Nachahmer gefunden habe; wäre dies geschehen, Frankreich wäre von Ungeheuern eures Gleichen befreit!«

»Du kannst Dich wieder niedersetzen,« sagte Hermann, indem er Fouquier-Tinville einen Wink gab.

Die Marquise wurde nun aufgerufen.

Mit sanfter und fester Stimme beantwortete sie die gewöhnlichen Fragen über Namen, Stand und Alter; als sie sodann antworten sollte, ob es wahr sey, daß sie den Tod der Königin beweint habe, legte sie die Hand auf's Herz, verneigte sich, als wenn sie eine unsichtbare, große Schattengestalt hätte begrüßen wollen, und sagte:

»Ich beweine ihn noch gegenwärtig.«

»Wie war es möglich, daß eine ehrbare Frau, wie Du, dem Andenken Marie Antoinettens Thränen weihen konnte, da sie doch ihrem Geschlechte zur Schmach gereichte?«

»Sie ist im Gegentheil dessen Stolz und Ruhm,« rief Frau von Estagnol mit hoch emporgehobenem Haupte; »Ihr konntet sie tödten; die Nachwelt aber, die nicht unter

eurem Messer seufzen wird, wird sie eurer niederträchtigen Verleumdungen halber rächen! Wie sehr Ihr auch ihren Ruf beflecken möget, so wird sie nichtsdestoweniger immer eine hohe Stelle in der Geschichte einnehmen, die Euch an den Schandpfahl stellen wird.«

Ohne erst Hermann's Aufforderung abzuwarten, setzte sich die Marquise wieder auf ihren Platz zur rechten Seite ihres Gemals, der dankbar und entzückt ihre Hände drückte.

Dieser Auftritt rief einiges Murmeln in der Versammlung hervor, das jedoch alsogleich wieder unterdrückt wurde. Das Gift der Schreckensregierung hatte damals Aller Seelen dermaßen entartet, daß Niemand, auch wenn er dem Tode bereits verfallen war, es wagte, der enthaupteten Königin eine lobende Nachrede zu spenden.

Die Reihe kam an Roland. Stolz, gefaßt, verachtungsvollen Blickes erhob er sich von selbst, nachdem seine Mutter sich niedergesetzt hatte.

Befragt, antwortete er, er heiße Jacques Roland, Vicomte von Estagnol, sey Excapitän der französischen Garden und sechsundzwanzig Jahre alt.

»Du bist angeklagt,« sagte Hermann, »die heilige Sache der Revolution verlassen zu haben.«

»Mein Verbrechen besteht im Gegentheil in den Diensten, die ich ihr geleistet habe,« erwiederte Roland.

»Das ist keine Antwort.«

»Es ist eine Antwort meinem Gewissen gegenüber, dem einzigen Tribunal, das ich anerkenne, bis ich vor Gottes Richterstuhl, was bald der Fall seyn wird, erscheinen werde. Ich bin eurer schändlichen Revolution nur allzu treu gewesen. Derjenige, den ich verrieth, war mein

König! Das was ich verkannt, was ich mit Füßen getreten habe, das war meine Edelmannspflicht! Ein Soldat der Monarchie, habe ich meine Fahne verlassen, um der blutigen Standarte einer mörderischen Republik nachzufolgen! Tödtet mich, ich habe es verdient! Würdet Ihr mich grausamer bestrafen und am Leben lassen wollen, so würde ich mich rächen, indem ich den Rest meiner Tage hindurch eure Lügen enthüllen würde, mit denen Ihr das Volk täuschet, eure Niederträchtigkeiten, eure Diebstähle, eure aus Koth und Blut zusammengeknetete Herrschaft! Ich weiß um Alles, hört Ihr, um Alles! Ihr sprecht von Verräthern, von Menschen, die sich dem Auslande verkauft haben sollen; derlei Verbrecher finden sich nur unter Euch vor! Diese Republik, die ihr um den Preis so vieler Verbrechen und inmitten so vieler Ruinen gegründet habt, Ihr liebt sie nicht! Ihr glaubt nicht an sie! Ihr seyd nur elende Ehrgeizige, die einander die Lappen dieses Leichnams streitig machen, den man ehemals Frankreich nannte! Dieser Leichnam aber wird wieder auferstehen und der Tag ist nicht ferne . . .«

»Bürger Präsident, ich fordere Dich auf, dem Angeklagten das Wort zu entziehen!« rief mit krächzender Stimme Fouquier-Tinville, der schon zu wiederholten Malen dem albernen Hermann in gebieterischer Weise gewinkt hatte, um ihn aufmerksam zu machen, dem furchtbaren Verhöre eines Angeklagten ein Ende zu machen, der die Rollen vertauschte, die Verbrechen der Revolution enthüllte und diese große, sociale Ruchlosigkeit als einen Gegenstand des Hasses und der Verachtung des Menschengeschlechtes bezeichnete.«

»Angeklagter, ich entziehe Dir das Wort,« stammelte Hermann, den dieser donnernde Ausfall um so mehr er-

schreckt hatte, als er gewöhnt war, Opfer vor sich zu setzen, deren Todesverachtung eine ruhigere war.

»Wenn dem so ist, so rufe ich noch: es lebe der König!«

So ließ sich der muthige junge Mann vernehmen, indem er alle Kraft seiner Seele und seiner Stimme aufbot, um den Raum, in dem er sich befand, mit diesem alten Feldruf der Treue und Anhänglichkeit des französischen Adels zu füllen.

Dann stürzte er sich in die Arme seines Vaters, der schon bei den ersten Worten, die sein Sohn gesprochen hatte, wie trunken vor Freude und Stolz aufgestanden war und aufrecht, unerschrocken und mit verachtenden Blicken neben ihm stand.

Beide, auf einander gestützt, blickten herausfordernd ins Angesicht der Richter, die verblüfft über so viele Verwegenheit den Ruf: »es lebe der König!« nochmals vernehmen mußten.

Erstaunen, Bewunderung und Zorn erbrauste in der gesammten Versammlung; Freunden und Feinden schien es gleichzeitig klar geworden zu seyn, daß der Koloß der Schreckensregierung nur mehr auf thönernen Füßen ruhte.

Die alte Ehre des Hauses Estagnol war mit einem Male makellos geworden, da Sohn und Vater bereit waren, für die Sache der Monarchie zu sterben.

Der Sohn hatte dieser Sache sogar bessere Dienste geleistet, als wenn er für sie in den großherzigen aber ohnmächtigen Reihen der Emigration gekämpft hätte; ein der Tyrannei gebotener Trotz konnte einem Sieg über sie gleichgestellt werden.

Lebhafte Aufregung folgte dieser ergreifenden Scene, die ein ganz neues Ereigniß in den blutigen Annalen dieses ruchlosen Tribunals war, dessen Macht sich nur auf dem Schrecken basirte, den es in Frankreich einzuflößen vermocht hatte. Fouquier-Tinville war bleich vor Wuth und Entsetzen, weil die Revolution in ihrem gefürchtetsten Heiligthume von Menschen beschimpft worden war, denen er so lange seinen Schutz hatte zukommen lassen; er hatte schleunig seinen Sitz verlassen, um sich flüsternd mit dem Präsidenten Hermann und den andern Richtern zu besprechen. Er eilte sodann zu den Geschwornen, um mit einigen derselben zu reden; während dieses Hin- und Hergehens war die Sitzung natürlich unterbrochen worden, was beinahe schuld gewesen wäre, daß der König jener Epoche, wenn die Karren des Scharfrichters nicht noch rechtzeitig angekommen wären, gleich Ludwig XIV. gesagt hätte: »Beinahe hätte ich warten müssen.«

Der Zweck dieser Gänge Fouquier-Tinville's war das Ansinnen, die Geschwornen sollten den Vicomte nicht zum Tode, sondern zu lebenslänglicher Einsperrung in einem Narrenhause verurtheilen, wo man natürlich nichts vernachlässigt hätte, um ihn bald in Wirklichkeit wahnsinnig zu machen.

In solcher Weise wäre der gegen die Revolution geschleuderte Schimpf nur das Treiben eines Wahnsinnigen gewesen, dem man eben seines Irrsinns halber die Todesstrafe nachgesehen hätte; eine Doppelheuchelei, welche die Strafe unter dem Anscheine der Verminderung nur vergrößert und einer Schlappe den Deckmantel der Lüge umgehängt haben würde.

Dem raffinirten Racheplan wurde jedoch auf die Be-

merkung des Geschwornen Antonelle entsagt, der an das berüchtigte Witzwort Bertrand Barrère's erinnerte: »Nur die Todten kehren nicht wieder.«

Die Vorliebe für Blutvergießen trug demnach den Sieg davon; man beschloß, um doch etwas zu thun, daß Roland erst nach seinen Eltern hingerichtet werden sollte; hierauf wurde die Sitzung wieder aufgenommen.

Bis zu dem Augenblicke, in welchem die monotone Stimme des Gerichtsactuars die Angelegenheit des vierunddreißigsten Angeklagten zur Sprache brachte, bot die Sitzung nichts mehr Bemerkenswerthes dar, mit Ausnahme eines muthigen und rührenden Wortes der Frau von Cerizay in Beziehung auf die Königin und eine kleine Schwäche des guten Comthurs von Marignac, der sich ein Dutzend Jahre weniger beilegte, als er um sein Alter gefragt wurde; noch Angesichts der Ewigkeit, die ihre Pforten für ihn öffnete, wollte er sich ein wenig mit scheinbarer Rüstigkeit schmücken.

Dieser vierunddreißigste Angeklagte, dessen wir erwähnt haben, war ein Mann aus dem Volke, von Geschäft ein Schlosser, ein jähzorniger, leicht hingerissener Mensch, der aber gesunden Menschenverstand besaß und stets loyal handelte, wenn er zuvor überlegt hatte. Er hieß Pierre Miran; im Beginne der Revolution hatte er die Bastille stürmen geholfen, entsetzliche Erinnerung für einen Gefangenen der Revolution, der damit angefangen hatte, das berühmteste Pariser Gefängniß zu stürmen.

Miran war in Folge der Denunciation eines seiner Nachbarn verhaftet worden — eines andern Schlossers, der sein Rival in der Zeit gewesen war, in der es noch Arbeit

gegeben hatte; dieser gab an, er hätte in mehr oder weniger energischen Ausdrücken gesagt: die Republik möge zu allen Teufeln gehen, sie sey ein Ruin für arme Leute.

Man fragte ihn, ob es wahr sey, daß er diese aufrührerischen, mit seinem frühern Leben im Widerspruch stehenden Worte gesprochen habe.

»Ja, und ich nehme sie nicht zurück,« versetzte er mit einer Art komischer Dreistigkeit . . . dann fügte er hinzu: »Ihr müßt wissen, daß noch gar Viele eben so wie ich denken und es Euch bei der ersten Gelegenheit gerade heraus ins Gesicht sagen werden. Ihr mögt das freilich noch nicht bedacht haben; Ihr müßt aber wissen, daß der vom Hungertod Bedrohte sich vor nichts anderem mehr fürchtet und sich daher auch keinen Zwang anthut. Bürger Präsident, Du wirst mir meine Freimüthigkeit öffentlich nicht übel nehmen.«

»Man wird denen, die den Hungertod fürchten, den Kopf abschlagen und so werden sie ihren Magen nicht mehr klappern hören,« sagte der Geschworne Renaudin, eine Creatur Robespierre's, dem er ergeben war, wie es der Fleischerhund seinem Herrn ist.«

»Mit aller Achtung, die ich Dir, Bürger Geschworner, nicht schulde,« versetzte Miran, indem er den Renaudin, der sich von seinem Sitze erhoben hatte, von oben bis unten mit verächtlichen Blicken maß, »Du sagst da eine Dummheit, die kolossaler ist, als die selige Bastille, in die man, beiläufig gesagt, arme Leute nicht einzusperren pflegte. Kann man denn einem ganzen Volk, selbst wenn man es wollte, den Kopf abschlagen? Ich weiß recht wohl, daß es Euch nicht an gutem Willen dazu fehlt; aber ein Anderes entgeht Euch; bereits gibt es einige Pfiffige unter Euch,

die da sagen, die Guillotine habe ihre Zeit durchgelebt; sie sey nur mehr dazu gut, diejenigen zu beseitigen, die sich ihrer ein wenig gar zu sehr bedient hätten; denen dürft Ihr nun nicht trauen; sie werden bald stärker als Ihr seyn. Was nun gar eure erbärmliche Republik anbelangt, so geht es zu Ende mit ihr; es trägt Niemand mehr großes Verlangen darnach. Man will etwas Anderes, alt oder neu gilt gleich, wenn es nur nicht mehr das ist. Merkt's Euch, Pierre Miran hat es Euch gesagt.«

Diese Worte waren nun noch gefährlicher, als die heftigen Ausfälle des Vicomte, da die öffentliche Meinung im Auslande hierin das erste Erwachen eines großherzigen klugen Volkes erblicken konnte, das endlich müde geworden war, so vielen in seinem Namen nutzlos begangenen Verbrechen beizuwohnen.

Der Präsident Hermann beeilte sich, die Geschwornen zu bedeuten, daß alle vorliegenden Anklagen angehört seyen, daß sie sich daher in ihren Berathungssaal zurückziehen und das Wohl der Republik im Auge haben sollten.

Sie entfernten sich nicht mit der majestätischen Langsamkeit von Männern, welchen die Vollziehung einer heiligen und wichtigen Pflicht obliegt, sondern mit roher Hast gelangweilter und blasirter Leute, deren einzige Sorge es ist, eine unangenehme Beschäftigung schleunigst zu Ende zu bringen.

Während ihrer Abwesenheit begannen die Angeklagten, die sich bereits als Verurtheilte betrachteten, ruhig unter einander zu plaudern. Alle waren bleich; ihre Bläße erhöhte aber nur noch die Ruhe ihrer Physiognomien und die Würde ihrer Haltung.

Namentlich war Rolands Haltung bemerkenswerth; er

glich einem Soldaten, der seine Standarte wieder gewonnen hat, nachdem sie ihm einen Augenblick im Gedränge verloren gegangen, er fühlte sich in der That auch von entsprechenden Gefühlen beseelt.

Nach einer Viertelstunde kehrten die Geschwornen zurück; sie hatten demnach etwas weniger als eine halbe Minute für jeden Kopf gebraucht.

Nichtsdestoweniger erklärte ihr Obmann mit vollkommen sicherer Stimme, daß alle vierunddreißig Angeklagten schuldig seyen.

Nun erhob sich Fouquier-Tinville, um gegen Alle die Anwendung des 7. Artikels des Gesetzes gegen die Verdächtigen vom 22. Prairial des III. Jahres zu verlangen.

Er entblößte sodann sein Haupt und verlas diesen und den nächstfolgenden Artikel.

Wir geben sie zur Erbauung der Leser wörtlich wieder:

Artikel 7. Die auf alle Vergehen, deren Erkenntnißnahme dem revolutionären Tribunal zusteht, gesetzte Strafe ist der Tod.

Artikel 8. Nothwendige Beweise zur Verurtheilung der Volksfeinde sind alle Arten von Documenten, materielle oder moralische, mündliche oder schriftliche, die ein vernünftiger und gerechter Geist als solche erkennen kann. Normgebend bei der Fällung der Urtheile ist das durch Vaterlandsliebe erleuchtete Bewußtseyn der Geschworenen; Zweck der Urtheile ist der Triumph der Republik und der Ruin ihrer Feinde; bei der Procedur sollen jene einfachen Mittel zur Anwendung kommen, die der gesunde Menschenverstand angibt, um zur Kenntnißnahme der Wahrheit in den vom Gesetze vorhergesehenen Formen zu gelangen.

»Das ist also das Reich der Gerechtigkeit und der Humanität, das ich so sehnlich herbeizuführen bemüht war!« murmelte Roland, indem er sein Gesicht mit beiden Händen verhüllte; welch' entsetzliche Mischung von Schufterei und Grausamkeit! Und all das habe ich nicht schon früher zu begreifen vermocht! Ach! ich habe es vielleicht begriffen, aber mein unseliger Stolz . . . Möge ihn Gott mir verzeihen!«

Der Gerichtshof hatte sich nun ebenfalls zurückgezogen.

Seine Berathung war noch kürzer, als die der Geschwornen; als er zurückkehrte, fragte der Präsident der Form halber die Angeklagten, ob sie zu ihrer Vertheidigung nichts mehr hinzuzufügen hätten; ehe sie noch antworten konnten, hatte er schon das Todesurtheil gesprochen.

Alsdann befahl er die Urtheile alsogleich zu vollstrecken; die Sorge dafür wurde dem Eifer des öffentlichen Anklägers anvertraut.

Während dieser letzten Formalitäten steckte Fouquier-Tinville die vor ihm liegenden Papiere in ein Portefeuille aus rothem Maroquinleder; während er sie in Ordnung brachte, hörte er seinem mittlerweile herbei gekommenen Freund Collot d'Herbois zu, der ihn mit leiser Stimme ansprach.

In demselben Augenblicke, in welchem Hermann die alsogleiche Hinrichtung der Verurtheilten anordnete, neigte sich Fouquier gegen Collot und flüsterte ihm zu:

»Es ist doch Schade, daß dieser Saal nicht größer ist; man könnte dann gleichzeitig in demselben Verurtheilungen und Hinrichtungen vornehmen.«

»Unglücklicher! Willst Du denn die Hinrichtung entehren!« versetzte Collot mit wirklichem Entsetzen; »was sollte dann aus uns werden?«

»Es wäre doch des Versuches werth; komm einmal mit mir; ich werde Dir meinen Plan unter Wegs erklären.«

Mit verschlungenen Armen entfernten sie sich, während der Präsident die Sitzung für aufgehoben erklärt hatte.

Sie hatte drei Stunden gedauert! drei Stunden . . . gewöhnlich war sie viel kürzer, selbst wenn viele Leute zu expediren waren, ein Wort, das in dem Humanitätscoder jener Zeit sehr häufig vorkömmt.

Ein Theil der gewöhnlichen Zuschauer dieses furchtbaren, sich täglich erneuernden Dramas zerstreute sich langsamer als gewöhnlich, weil er so lange als möglich die beiden Hauptacteurs des Tages sehen wollte, die ihn einen Augenblick aus seiner Apathie aufzuregen vermocht hatten.

Als die Masse sich entfernt hatte, wurde die große Thür des Gerichtssaals geschlossen; durch eine andere, hinter der Bank der Verurtheilten befindliche Thür traten die bewaffnete Macht und die Gehilfen des Henkers ein.

Eine Art von Ceremonienmeister forderte die Verurtheilten auf, sich paarweise in den mittleren Raum des Gerichtssaales zu begeben.

Dort wurden sie von Männern übernommen, die Stricke und große Scheren mit sich führten; sie schnitten ihnen die Haare glatt am Nacken ab und banden ihnen die Hände mit Stricken auf den Rücken.

Diese düstere Operation wurde ruhig, rasch, ohne Brutalität von Seiten der Gehilfen des Henkers und ohne Murren der Opfer vollzogen; man sah deutlich, daß die einen seit langer Zeit in ihrer Vollführung geübt, die andern auf deren Vornahme gefaßt waren.

Als sie beendigt war, wurden die Verurtheilten von den Bewaffneten in den Hof des Justizpalastes geführt.

Dort harrten ihrer die von einer zahlreichen Cavallerieescorte umgebenen Karren; diese Escorte war eine gräuliche, wilde Truppe, eine wahrhaftige Häscherbande des Todes, die mit der Guillotine verschwand, ohne je das Schwert gegen die Feinde Frankreichs gebraucht zu haben.

In jener Epoche der Schreckenszeit, die sich schon ihrem Erlöschen nahte, hatte man aus Klugheitsrücksichten den Ort der Hinrichtungen gewechselt. Sie wurden nicht mehr auf dem Platze Louis XV., sondern bei der Barrière-du-Trône vollzogen; das Schaffot begann seine Popularität bereits zu verlieren und so war man bemüht, jede Aufregung möglichst unter den Bewohnern gewisser Stadttheile zu vermeiden, in denen der Enthusiasmus für die Revolution bedeutend lauer geworden war. Nachdem die Karren daher ihre Ladung an Opfern erhalten hatten, fuhren sie rasch auf den Quais bis zum Arsenal; dort schlugen sie den Weg nach der Vorstadt Saint-Antoine ein, von der man mit Recht sagte, sie sey der Vernichtungspolitik Robespierre's, Couthon's und Saint-Just's treu geblieben.

Während der ziemlich langen Fahrt hörten der Marquis, seine Frau und sein Sohn nur dann auf, in tiefes Nachdenken versunken zu seyn, wenn sie einige Worte wechseln wollten, die aber gewissermaßen nur die Fortsetzung ihrer Gedanken waren. Sie hielten keine emphatischen Dissertationen über die Unsterblichkeit der Seele, die für sie kein Gegenstand der Discussion mehr war, sondern besprachen sich zu wiederholten Malen über ihre Unterwerfung unter die Beschlüsse der Vorsehung und über ihr unbeschränktes Vertrauen in die Barmherzigkeit Gottes. In Folge dieser frommen Stimmung gelang es ihnen auch ohne zu großen Schmerz von denen sprechen zu können, die sie auf Erden

zurück ließen. Sie hatten mit einem Worte ganz den Muth, der ihrem frühern Benehmen entsprach und dessen sie in den entscheidenden Augenblicken bedurften. Einige Beschimpfungen, die an ihr Ohr schlugen, als sie über den Bastillenplatz fuhren, wo sie von einigen hundert Banditen erwartet wurden, welche sie verhöhnen wollten, übten keine Wirkung auf sie aus. Angesichts des Schaffots blickten sie einander noch einmal an, ohne zu erbleichen, umarmten sich ein letztes Mal und wendeten dann alle ihre Gedanken dem Himmel zu.

Das Gefühl ihrer Lage erfaßte sie erst dann wieder, als die Karren anhielten. In diesem Augenblicke durchzuckte eine seltsame Erinnerung das Gehirn des Vicomte. Er erinnerte sich eines im Park von Versailles mit Robert geführten Gespräches, in welchem dieser, als der Vicomte ihn seines Vorrechtes halber, in den königlichen Kutschen fahren zu dürfen, neckte, geantwortet hatte: »Gott weiß, wohin Dich die Kutschen des Volkes noch führen werden.«

»Wohlan!« sagte er zu sich selbst; »jetzt weiß ich es, wohin sie mich geführt haben; ich habe mein Schicksal verdient.«

Man ließ nun alle Verurtheilten von den Karren steigen und sonderte sie in Gruppen, um diejenigen zuletzt hinzurichten, die man mit längerem Todeskampfe bestrafen wollte.

An jenem Tage war diese Agonie für die Familie Estagnol und ihre Freunde aufgespart. Sie wurden in eine Reihe links von den Gefährten ihres Ruhmes und ihres Unglückes gestellt; zuerst die Vicomtesse, dann der Comthur, hierauf der Marquis, zuletzt die Marquise und Ro-

land. Wie absichtlich hatte man hinter diesen den wackern Schlosser Miran gestellt.

»Du erweisest mir viele Ehre,« sagte er zu dem Henkersknechte, der ihn dorthin stellte.

Mit ehrfurchtsvoller Herzlichkeit grüßte er im Vorübergehen die edlen Opfer. Mit freundlichem, liebevollem Lächeln dankten sie ihm für seine Worte, für seinen Gruß.

Beim ersten Fallen des Beiles zuckte Frau von Estagnol zusammen und stützte sich auf die Schulter ihres Gatten; alsogleich richtete sie sich aber wieder empor; ihr zuvor sehr bleich gewesenes Gesicht nahm eine Färbung an, wie sie selbe seit vielen Jahren nicht gehabt hatte.

Als Frau von Cerizay und der Comthur weggeführt wurden, vermochte sie jedem derselben ein freundliches, tröstliches Wort zu sagen, obgleich der Moment nahe war, in welchem die Reihe ihren Gatten treffen sollte.

»Lebe wohl, theure, edle Gefährtin,« sagte Herr von Estagnol einige Minuten später zu ihr.

»Nicht lebe wohl, mein Freund,« antwortete sie; »auf Wiedersehen dort oben für immer!«

Sie blickte zum Himmel empor.

Dann wendete sie sich zu Roland und sprach:

»Gerne wäre ich nach Dir gestorben, um Dir den Anblick meines Todes zu ersparen; bringe auch dieses Leiden Gott noch zum Opfer, mein Sohn.«

»Glaubst Du, meine fromme Mutter, daß er mir noch verzeihen wird?« fragte Roland.

»Er hat Dir bereits vergeben, mein Kind . . . ich werde Deiner in seiner Nähe harren.«

Als nur mehr der Vicomte von Estagnol und der

Schlosser Miran übrig waren, ließ man sie zusammen auf die Plattform des Schaffots steigen.

Während man den ersten auf das Bret band, hob er noch das Haupt empor und rief ein »Es lebe der König!« mit derselben Energie, mit der es zuvor im Gerichtssaale gerufen hatte.

»Es lebe die Nation!« rief alsogleich der ehemalige Sieger der Bastille mit einer Energie, die jener des Vicomte völlig gleich kam.

So wurde die Revolution vom Adel und vom Volke verurtheilt; beide Classen waren hier durch Männer repräsentirt, die ihr ehemals gedient hatten.

VI.

Die tröstenden Engel.

Wir haben die unglückliche Eliane ohnmächtig und bewußtlos in jenem entsetzlichen Gefängnisse verlassen, in welchem sie moralische Torturen ausgestanden hatte, die tausendmal furchtbarer waren, als wenn man sie ebenfalls auf das Schaffot geführt hätte, das sie zur Waise machen sollte.

Armes Kind! nachdem sie Beängstigungen überstanden hatte, welche schwerer als Todesqual auszustehen waren, nachdem sie ihre Theuersten zum Tode führen gesehen hatte, mußte sie alle diese bittern Schmerzen nochmals durchleben, als sie zum Bewußtseyn zurückkehrte, zum Gefühl ihrer Verlassenheit, zu der zermalmenden Idee: Ich werde sie nie mehr wiedersehen!

Als sie aus ihrer langen Ohnmacht erwachte, befand sie sich in einem Miethwagen; — es gab damals keine andern; — man führte sie in die Saint-Louis-Straße im Marais zu ihrer alten Verwandten, Frau von Lienhart.

Man erinnert sich, daß ihr ihre Verwandten diesen Zufluchtsort für den Fall der ewigen Trennung bestimmt hatten.

Als sie sich allein mit Valery sah, dessen verzerrtes Angesicht mit Thränen überschwemmt war, begriff sie, obwohl die Gedanken ihr zuerst nur wie Nebelbilder vorschwebten, daß ein großes Unglück über sie hereingebrochen sey. Diese Phase der Ungewißheit ihres Schmerzes war jedoch nur kurz; peinliche Erinnerungen bestürmten sie in Masse; in dem Maße, als die Fähigkeit zum Leben und zum Leiden wieder in ihr Herz zurückkehrte, nahm auch die Verzweiflung wieder von demselben Besitz.

»So ist es denn aus, guter Valery!« murmelte sie mit gebrochener, kaum verständlicher Stimme; »aus, für immer aus!«

Verzweiflungsvoll rang sie die krampfhaft an einander gepreßten Hände.

»Leider ja, liebes Fräulein,« antwortete Valery, da man sie nach einem Orte geführt hat, von dem man nicht wiederzukehren pflegt.«

»Es sind doch schon welche zurückgekehrt; man citirt Beispiele von Leuten, die ihrer Geistesgegenwart und ihres Muthes halber noch auf dem Schaffote freigesprochen wurden.«

»Derlei Dinge kommen heut zu Tage nicht mehr vor, theures Fräulein.«

»So bleibt denn keine Hoffnung?«

»Keine in dieser Welt!«

»Die Richter sind aber doch Menschen!«

»Sie sind alles, aber nur dieses nicht, meine arme Gebieterin,« rief Valery, indem er die Hände zum Himmel empor hob. »Es sind wilde, grausame Thiere, Ungeheuer, die trunken von Haß und doch immer blutdürstig sind und deren Wuth durch nichts gestillt werden kann! Ach! Wenn Sie sie so kennten, wie ich sie kenne!«

»Und Fouquier-Tinville, der sie Ihrethalben, guter Valery, so lange beschützt hat, vermag denn der gar nichts mehr für meine theuern Verwandten? Fouquier-Tinville...«

»Sprechen Sie seinen Namen nicht mehr aus, theures Fräulein! von ihm habe ich es erfahren, daß meine theuern Gebieter im Voraus verurtheilt waren . . . Als ich heute Morgens Sie abholte, hat der Mensch, von dem Sie eben gesprochen haben... den ich fortan verabscheuen werde... mir einige, auf seinem Schreibtische von Saint-Just zurückgelassene Zeilen gezeigt, in denen ihr Tod anbefohlen wurde. Diese Zeilen schlossen mit folgenden Worten:

»Ich muß ihre Köpfe haben oder werde den deinigen dafür nehmen!«

»Ach! Fräulein, wenn ein solches Schreiben an mich gerichtet gewesen wäre, mit welcher Freudigkeit würde ich für sie in den Tod gegangen seyn! ein rechtschaffener Mensch ist aber heut zu Tage auch zu gar nichts mehr nütze! Und doch, ich bot ihm, ich glaube es Ihnen gesagt zu haben... ich bot ihm an, an ihrer Stelle zu sterben; wissen Sie, was das Ungeheuer mir darauf geantwortet hat? Wo denkst Du hin? sagte er; ein alter Diener im Austausch für drei kräftige Aristokraten! Sehen Sie, ich hätte ihn damals getödtet, würde ich seiner

nicht noch zur Ausfertigung eines Einlaßscheines benöthigt haben. Sie wissen, von welchem Einlaßscheine ich spreche?«

»Ja, ja, ich weiß es,« antwortete Eliane. »Aber,« fügte sie nach einer Weile gleich einer Person hinzu, die immer denselben Gedankengang verfolgt, »meine Tante kann man ja nicht verurtheilen, die immer so fromm, so heilig gewesen ist.«

»Sie wäre noch schwerer zu retten gewesen, als der Herr Marquis und der Herr Vicomte, weil der gegen sie gerichtete Schlag einem Haupte galt, das man nicht zu erreichen vermochte. Meine theure Gebieterin! hoffen Sie nichts mehr! es wird besser für Sie seyn!«

»So gibt es denn gar Niemanden, den man bitten, den man rühren könnte?« versetzte Eliane mit beunruhigender Lebhaftigkeit. »Ich vermag es nicht unthätig zu bleiben, so lange sie noch am Leben sind. Führen Sie mich doch zu Jemanden ... zu Robespierre ... zu dem furchtbaren Saint-Just ... in den Convent ... was weiß ich wohin? Haben denn Thränen heut zu Tag alle Kraft verloren? Kann man den Thränen eines armen, jungen, schon einmal verwaisten Mädchens wirklich widerstehen? Antworten Sie doch, Valery ... antworten Sie, oder ich werde wahnsinnig.«

»Könnte ich hoffen, sie dem Tode, selbst um den Preis Ihres theuern Lebens zu entreißen,« stammelte der arme Valery, »so würde ich es Ihnen, verehrtes Fräulein, bereits gesagt haben ... aber glauben Sie mir, glauben Sie mir um Gottes willen, daß uns nichts mehr übrig bleibt, als zu weinen.«

Diese entmuthigenden Worte riefen bei Eliane eine wahre Verzweiflungskrise hervor. Die Thränen, die ihr

nach ihrer Ohnmacht einige Erleichterung gewährt hatten, versiegten jetzt plötzlich; sie stieß halb erstickte Ausrufungen aus; ihr Körper, ihre Glieder wanden sich in entsetzlichen Krämpfen; zu wiederholten Malen mußte Valery seine letzten Kräfte aufbieten, um das arme Kind zu verhindern, daß es sich nicht zum Wagenschlage hinausstürze oder den Kopf an der Wagenthür zerschmettere.

Er durfte nicht daran denken, die Hilfe der Vorübergehenden in Anspruch zu nehmen, oder bei irgend einer Apotheke anzuhalten und Mittel gegen diesen Zustand zu begehren, der bei längerer Fortdauer gefährlich werden konnte. In jenen Tagen feiger Selbstsucht, in denen Denunciation als ein Rettungsmittel betrachtet wurde und alle Schmerzen dieselbe Quelle hatten, konnte man bei Niemanden auf Mitleid rechnen und mußte gewärtig seyn, in jedem Unbekannten auf einen Verräther zu stoßen.

Der ernstlich beunruhigte Valery wollte nichtsdestoweniger bereits zu einem dieser gefährlichen Mittel seine Zuflucht nehmen und schon betrachtete er forschend die Physiognomien der Menge, um eine zu entdecken, die ihm Zutrauen einflößen konnte, als er mit einem Male in den Symptomen, die ihn am meisten erschreckt hatten, eine günstige Veränderung zu bemerken glaubte. In der That ließen die nervösen Zufälle Elianens nach und nach in Folge der Erschöpfung ihrer Kräfte nach; eine Art düsterer Abgeschlagenheit ersetzte bald die an Wahnsinn grenzende Verzweiflung. Nun handelte es sich blos mehr darum, alles zu vermeiden, was das Uebel zum neuen Ausbruch bringen konnte.

Der alte Kammerdiener hatte ganz richtig beobachtet; als Eliane vor dem Hause der Frau von Lienhart aus dem

Wagen stieg, waren ihre Wangen neuerdings mit Thränen benetzt; ein Zeichen, daß ihr Schmerz ruhiger geworden.

Die arme Waise wurde von ihrer alten, bereits seit frühem Morgen von allem unterrichteten Verwandten mit der zärtlichsten Sorgfalt empfangen, die ihrem verzweifelten Gemüthe so noth that. Die Zeit hatte keinen abstumpfenden Einfluß auf das liebevolle Herz der Frau von Lienhart geübt. Sie gehörte nicht zu jenen Personen, die aus Mangel an Gefühl linkisch werden, die nichts Besseres wissen, als tröstende Gemeinplätze einem gewaltigen Schmerzensanfalle gegenüber auszusprechen. Sie war überdies selbst aufs Tiefste von dem unermeßlichen Unglück erschüttert, das eine Familie betroffen hatte, die sie von jeher als ihre eigene betrachtet hatte; überdies wußte sie seit langen Jahren aus Erfahrung, daß diejenigen, die aus wirklichem, bitterem Schmerze weinen, Erleichterung in dem Gedanken finden, daß man die Quelle ihrer Thränen für unversiegbar halte. Demnach war sie eben so wenig genöthigt ihren Geist zu martern, als ihrem Gesicht einen gewissen Ausdruck zu geben, um es in Einklang mit Elianens Schmerz zu bringen; sie begriff ihn, indem sie ihn theilte.

Darum waren auch die ersten Worte, welche sie an das Mädchen richtete, einfach und rührend, wie alles, was aus wahrem Gefühl hervorgeht, wenn dessen Wärme noch durch Sympathie für ein großes Unglück angeregt wird.

Sie schloß sie in ihre Arme und sagte mit dem sanftesten Ausdrucke mütterlicher Zärtlichkeit:

»Theures Kind! welch furchtbares Unglück!«

Mit zum Himmel empor gehobenen Händen fuhr sie sodann fort:

»Und ich bin ganz allein da . . . ich, eine arme, alte Frau, um Dir diese entsetzliche Last tragen zu helfen! Möge Gott mit uns Mitleid haben! mögen sie für uns Fürbitte einlegen, unsere heiligen Märtyrer, die jetzt im Himmel sind!«

Diese Worte entsprachen dem herzzerreißenden Schmerze der armen Waise aufs Beste. Diese Stimme, die wie ein Echo klang für ihre Qualen und ihre Bitten, gewährte ihr Erleichterung, indem sie ihre Thränen reichlicher hervorlockte. Eliane hatte Tröstungen erwartet und gefürchtet und nun kam ihr ein gleich dem ihrigen zermalmtes Gemüth entgegen, das sie aufforderte, sich keinen Zwang anzuthun; es war dies eine Art Ruhepunkt für ihre Verzweiflung.

»Theure Tante,« antwortete sie, »wie gut Sie sind, so mit mir zu sprechen, da ich doch Trauer und Schmerz in Ihr Haus bringe!«

»Trauer und Schmerz waren bereits in demselben und werden es nicht mehr verlassen, selbst wenn Du nicht mehr hier seyn würdest.«

»Sprich nur von ihnen,« fuhr Frau von Lienhart nach einigen Augenblicken fort, indem sie Elianen zu einem Sopha führte, »es thut mir mehr als je noth, stolz auf die Liebe zu seyn, welche jene großen Herzen für mich hatten! Ich will alles wissen, wenn Du die Kraft hast, mir Alles zu sagen; sie waren großartig in ihren Leiden, nicht wahr?« So ermuthigt und begriffen konnte sich Eliane unbehindert ihren Gefühlen überlassen. Neben Frau von Lienhart sitzend, die ihr die Hände drückte, um ihr Vertrauen zu stärken, hatte sie die Kraft, das imposante, furchtbare Schauspiel, das sie erlebt hatte, mit Worten wieder zu geben. Sie schilderte ihr mit der unwiderstehlichen Beredsamkeit des wahren und tiefen Schmerzes die Leiden der

Nacht, in denen sie die Rückkehr der Frau von Estagnol erwartet hatte, ihr späteres Gespräch mit dieser edlen, muthigen und ergebungsvollen Frau, die Rückkehr zu Gott und die rührende und doch stolze Reue Rolands, die dem Marquis den einzigen Trost gegeben hatte, dessen er in dieser letzten Stunde theilhaftig werden konnte; mit einem Worte sie erzählte Alles, was sie gesehen, gehört und empfunden hatte, mit Ausnahme dessen, was sie persönlich betraf, nemlich ihrer künftigen Verheirathung mit Amaury.

Diese, durch Schluchzen und Weinen häufig unterbrochene Mittheilung hatte das Gute für Eliane, daß sie eine Art von Ueberreizung ihrer Energie hervorrief, ohne welche es ihr vielleicht unmöglich geworden wäre, die Aufträge der Marquise bezüglich Roberts zu erfüllen. Sie hatte so viel von dem übermenschlichen Muthe und der heroischen Resignation der theuern, beweinten Opfer gesprochen, daß es ihr klar wurde, sie könne ihr Andenken nicht besser ehren, als wenn sie ihre Seelenstärke nachahmen und ihren Schmerz so weit besiegen würde, daß sie deren letzten Willen erfüllen könnte. Welche Vorwürfe hätte sie sich auch übrigens machen müssen, wenn sie aus Charakterschwäche das Schreiben dieses Briefes noch hinaus geschoben hätte, dessen schnelles Eintreffen hindern sollte, daß Robert sein Unglück nicht zuerst von einer andern Stimme, sondern von der erfahren sollte, die gleichzeitig mit jener Autorität zu ihm sprechen konnte, welche eine heilige Mission von Muth und Ergebung in Gottes Willen verleihen kann.

Eliane machte sich kein Hehl darüber, daß dieses Schreiben in jeder Beziehung für sie eine furchtbare Prüfung war; für dieses liebevolle, ergebene, auf alle Zeiten hinaus des

Trostes ledige Herz war aber diese Mission, Andere zu trösten, ein überkommenes Erbe der erhabenen Zärtlichkeit eines andern Herzens, das bereits zu schlagen aufgehört hatte; Angesichts dieses Gedankens zitterte das muthige Kind nicht mehr.

Sie war kaum mit sich selbst im Reinen und der eigenen Kraft sicher, als sie auch sogleich der Frau von Lienhart das Versprechen mittheilte, das sie gegeben hatte, ihrem Cousin, dem Chevalier, zu schreiben, dem Valery sodann ohne weitere Zögerung den Brief überbringen sollte; sie bat daher um Erlaubniß, sich in das ihr bestimmte Gemach zurückzuziehen; es mochte damals ungefähr zwei Uhr Nachmittags seyn.

»Schreibe, schreibe, liebes Kind,« sagte Frau von Lienhart aufstehend und den Arm Elianens erfassend, um sie in das für sie zurecht gemachte Zimmer zu führen.

»Wenn Du mir glaubst,« fügte sie auf dem Wege dahin hinzu, »so wirst Du dem Chevalier von allem dem, was Du mir mitgetheilt hast, nichts verschweigen, da eine derartige Mittheilung nur tröstend auf eine Seele, wie er sie besitzt, wirken kann. Du bist ein Engel, arme Kleine! . . . Da bist Du nun in deinem Zimmer. Während Du schreibst, werde ich Gott für Dich und ihn anrufen, damit ich auch einen Theil habe an eurer gegenseitigen, muthvollen Liebe. Der theure Robert! Was würde aus ihm werden, wenn er Dich nicht besäße!«

»Er hat noch einen Bruder, gute Tante,« murmelte Eliane; »Sie wissen es ja, den Grafen Amaury . . . den Aeltesten der Familie . . . der Familie! Ach! dieses Wort ist jetzt nicht mehr anwendbar!«

»O, ich habe den Amaury nicht vergessen! er besitzt auch ein edles Herz . . . wer weiß aber, ob er je wieder zurückkömmt? hat man denn Nachrichten von ihm?«

»Vor ungefähr sechs Monaten hat Robert etwas über ihn durch einen gefangenen österreichischen Offizier erfahren.«

»Um so besser . . . Jetzt verlasse ich Dich, mein liebes Kind. Du findest auf diesem Tische Alles, wessen Du zum Schreiben bedarfst. Auf Wiedersehen, sobald Du kannst . . . sobald Du willst.«

Sie küßte Elianen auf die Stirn und entfernte sich.

»Begeistere mich und laß mich aufrecht bleiben, o mein Gott!« rief Eliane, als sie allein war, indem sie an dem Tische in die Knie sank, den ihre Tante ihr angezeigt hatte und über welchem ein großes, elfenbeinernes Crucifix in einem schwarzsammtenen Rahmen an der Wand aufgehängt war.

Sie betete, stand dann auf, setzte sich wieder nieder, stützte ihr Haupt in die krampfhaft zusammengezogenen Hände und begann dann nach kurzem Nachdenken, das ebenfalls wieder ein kurzes Gebet war, mit fieberhafter Raschheit nachstehenden Brief zu schreiben:

»Mein vielgeliebter Bruder! ein geliebter und geehrter Wille, dem wir jederzeit, ich sowohl als Du, Folge geleistet haben, befiehlt mir dein Herz zu zerreißen und Dir auf dem schnellsten Wege den unersetzlichen Verlust mitzutheilen, den wir erlitten haben.

»Waffne Dich, mein Bruder, mit jenem übermenschlichen Muthe und jener schrankenlosen Unterwürfigkeit unter die Verfügungen der Vorsehung, von denen Du in deinem bereits so vielfach heimgesuchten Leben schon öfter zahlreiche

Beweise gegeben hast. Nie waren Dir diese Waffen nöthiger, als jetzt, mein armer Robert! Mir ist, als wenn mein Herz brechen und ich sterben sollte; die Feder entfällt meiner zitternden Hand bei dem Gedanken an das, was ich Dir sagen soll . . .

»Ich beschwöre Dich bei allem dem, was Dir theuer im Leben ist, lass' Dich nicht zu Boden schlagen von dem furchtbaren Streich, den ich in meiner Hand noch über deinem Haupt schwebend halte, damit Du Zeit gewinnest, Dich zu sammeln! Stelle alles Gott anheim, mein Bruder! Er hat mir die Kraft verliehen, Dir zu schreiben; er wird auch Dir die Kraft nicht versagen, deren Du bedarfst, um die Bürde des Lebens zu ertragen, nachdem ich drei zermalmende Worte werde geschrieben haben.

»Wir sind Waisen!!!

»Wir sind Waisen! Mein Freund, ist das nicht eben so viel, als wenn ich Dir sagte: Theurer Gefährte meiner Kindheit, ich habe nur mehr Dich auf Erden; wenn Du deiner Verzweiflung erliegst, so war es unnütz, daß ich die meine in der einzigen Hoffnung besiegte, Dir ein wenig Muth einflößen zu können.

»Ja, Robert, der edle Vater, die fromme Mutter, die der Himmel Dir gegeben und auch mir, der bereits einmal Verwaisten, wieder verliehen hatte, werden zu leben aufgehört haben, ehe noch dieses Schreiben beendigt seyn wird. Mein geliebter, mein verehrter Bruder, stähle deine Seele gegen dieses unsägliche Unglück, dem selbst in diesen Tagen des Blutes und der Trauer kein zweites an die Seite gestellt werden kann. Aber, mein Freund . . . großer Gott, wie soll ich Dir es sagen? Mir entgeht der Muth, das Furchtbare mit Namen zu nennen.

»Du hast mich wohl verstanden, Robert. Nicht so? Glaube mir, Du würdest die theuern Schatten verletzen, verließest Du in Rachegedanken, oder in einer ersten Zornesaufwallung — ich fürchte diese mehr als das Erste — deine Waffengefährten, diese tapfern Soldaten, die Dich lieben, weil sie Dir ihren bereits erworbenen Ruhm verdanken und noch glänzenderen von Dir erwarten. Erinnere Dich, wenn Du dies liest, an die schönen Worte, welche dein Freund, General Hoche, an einem Tage an Dich richtete, an welchem Du ebenfalls den Dienst verlassen wolltest, weil Du den Schlag ahntest, der uns jetzt getroffen hat. Fahre fort, dem armen Frankreich zu dienen, dem Männer deinesgleichen mehr als je noth thun. Du sagtest mir einst, Frankreich sey deine zweite Mutter . . . jetzt ist es deine erste, deine einzige! Halte sie nicht für undankbar und grausam, weil man Dich und mich mit Dir getroffen hat; bei meinem Seelenheil beschwöre ich Dich darum. Du weißt es übrigens besser als ich, als jeder Andere, daß nichts uns unserer Pflicht entheben, unserer Eide entbinden kann. Du hast geschworen, deiner Fahne bis zum Friedensschluß treu zu bleiben; Du wirst sie nicht verrathen. Erlaube mir, mein Bruder, Dir zu sagen, daß mich diese Hoffung belebt, am Leben erhält, daß ich ohne sie sterben müßte.

»Ich möchte Dir alle ihre Worte fortwährend wiederholen, ich möchte Dir sie einfach und groß Angesichts des Todes zeigen, wie ich sie in den mit ihnen verlebten Augenblicken gesehen habe; ich möchte inmitten deines Schmerzens eine Erinnerung bringen, die Dir vielleicht eines Tages zum Troste gereichen könnte. Was ich aber auch immer thun möge, so werde ich Dir die Wahrheit doch immer nur

sehr unvollkommen schildern können. Höre mich jedoch an. Deine Seele ist erhaben, gleich den ihrigen und wird meine lückenhafte Schilderung zu ergänzen wissen.«

Hier wiederholte Eliane die Erzählung, die sie zuvor der Frau von Lienhart mitgetheilt hatte, mit dem Unterschiede jedoch, daß sie bei allem, was Roland betraf, länger verweilte. Sie wußte, daß das Schicksal dieses unglücklichen jungen Mannes stets Robert in peinlicher Weise am Herzen gelegen war, daß er nie aufgehört hatte, ihn zu vertheidigen, ihn zu lieben.

Dann fügte sie hinzu:

»Du siehst, mein Freund, daß sie Gott in jener letzten, furchtbarsten Stunde ihres ganzen Lebens in wunderbarer Weise aufrecht erhalten und gestärkt hat. Laß uns, mein Robert, dieser Gunst ebenfalls theilhaft werden. Sie kann wohl die Größe des Verlustes, den wir erlitten haben, nicht vermindern, sie wird aber seine Bitterkeit erträglicher machen, wenn wir mehr an sie, als an uns denken, wie wir es auch thun müssen. Denke Dir, wie entsetzlich ihre letzten Momente, wie herbe ihr Tod gewesen seyn müßte, hätten sie deinen armen Bruder in seiner Verstocktheit weiter verharren gesehen. Selbst wenn Gott zürnt, mein Freund, ist er noch gütig... Robert, von Dir wird es abhängen, mich in diesem trostreichen Glauben zu bestärken.

Der Allmächtige hat mir auch noch eine andere, große Gnade erwiesen, mein Bruder; so sehr ich nemlich auch zu Boden gedrückt war, so vermochte ich doch noch deinem Vater eine Freude zu machen, der sich in bewundernswerther Weise gegen mich benahm. Robert, vor Dir klage ich mich des Unrechtes an, sein Herz verkannt zu haben; es ist dies ein Schmerz mehr für mich; ich schwöre Dir jedoch, daß

ich seinem Andenken die Gerechtigkeit zollen will, die ich in meiner Unerfahrenheit und kindischen Selbstsucht gewissen Handlungen seines Lebens nicht zuerkennen wollte.

»Höre, was zwischen uns vorgegangen ist. Er sagte mir zuerst, er habe Vieles mit mir über meine Zukunft zu sprechen; dann rief er mir mit vielem Zartsinne das Versprechen ins Gedächtniß zurück, Amaury nach seiner Zurückkunft meine Hand reichen zu wollen. Er fügte jedoch hinzu, daß dies Versprechen nur insofern bindende Kraft für mich hätte, als ich sicher seyn würde, in deinem Bruder alle Tugenden zu finden, die ihn zu einem guten Lebensgefährten machen könnten.

»Ich bin,« sagte er, »noch immer schwach genug zu wünschen, daß mein Haus sich wieder mit Glanz erhebe, mehr aber noch liegt mir dein Glück am Herzen, Eliane!«

»Ich fühle mich glücklich, indem ich Dir seine Worte citire.«

»Ich scheue mich nicht, mein Freund, Dich zu versichern, daß ich ihm antwortete, wie es seine väterlichen Worte verdienten und Du wirst meiner Versicherung, die ich Dir hiermit in feierlicher Weise wiederhole, Glauben beimessen, daß ich, wenn der entscheidende Tag kommen sollte, nur die Stimme meines Gewissens als normgebend in meiner Handlungsweise anerkennen werde. Ich werde über diesen Gegenstand nicht mehr weitläufig sprechen, da es mir fast erbärmlich vorkömmt, inmitten der mich umgebenden allgemeinen großen Trauer so viel Aufhebens von mir selbst zu machen... ich that es auch nur, um Dir den Beweis zu geben, daß ich, so viel von mir abhängt, meiner Pflicht nicht untreu geworden bin.

»Unsere armen, theuern Eltern hatten im Voraus bestimmt, daß ich bei unserer Tante Lienhart Zuflucht suchen sollte. Dorthin hat mich Valery daher auch geführt, als ich von ihnen scheiden mußte. Was war das für ein Moment! Ich wurde ohnmächtig; wäre dies nicht gewesen, ich hätte sterben müssen, als man sie wegführte. Valery hat mir später erzählt, daß dein Freund, der General Hoche, mich in seinen Armen bis zu dem Augenblicke gehalten hatte, in welchem man mich wegtragen mußte. Vielleicht wird der General Dir dies eines Tages erzählen können, da man versichert, er habe mächtige Gönner und würde gerettet werden.

»Unsere alte Tante ist ungemein gütig gegen mich. Sie läßt meinem Schmerze völlige Freiheit; mehr und anderes konnte ich nicht wünschen. Schreibe ihr manchmal, Lieber, und glaube ja nicht, daß mein von unvertilgbarer Betrübniß erfülltes Herz nicht noch auch Raum für Besorgniß habe.

»Nicht wahr, Du wirst mir den armen Valery baldmöglichst wieder zurück schicken? Der alte Diener besitzt eine der edelsten Seelen. Sein Muth, seine Geistesgegenwart, seine Ausdauer, seine Selbstverläugnung übersteigt alle Begriffe. Hätten unsere Lieben gerettet werden können, sie wären es durch ihn geworden. Ich werde ihn bis zu dem Tage bei mir behalten, an welchem die Umstände Dir erlauben werden, ihn wieder zu Dir zu nehmen. Gebe Gott, daß dies baldigst der Fall seyn könne! Wie soll man aber in unserer jetzigen Lage wohl auf Frieden hoffen können!

»Obwohl Du Dich an der Grenze, ja vielleicht gar schon in Deutschland befindest, so glaube ich doch nicht, daß es Dir möglich seyn dürfte, Amaury von unserm Unglück in Kenntniß zu setzen. Schreibe mir, ob ich Recht in mei-

nen Vermuthungen habe; ist dem so, so rathe mir, was ich thun soll, wenn sich vielleicht eine verläßliche Gelegenheit findet. Mich will bedünken, ich thäte am besten, unsere Tante Lienhart zu bitten, in meinem Namen an deinen Bruder zu schreiben. Würde ich selbst schreiben, so müßte ich, um loyal zu seyn, gewisse Details berühren, die ich Dir gegenüber ausgesprochen habe; das aber, ich gestehe es Dir, würde mich, wie Du begreifst, in große Verlegenheit versetzen.

»Ich muß aufhören, das heißt, ich muß die Last meines Schmerzes wieder allein tragen. Sie erschien mir weniger schwer, so lange ich zu Dir sprach. Nichtsdestoweniger schwöre ich Dir, Robert, ich werde Muth behalten bis zu dem Tage, an welchem ich erfahren werde, daß Du ebenfalls muthig bist. Schiebe jedoch, wenn es Dir möglich ist, diesen Tag nicht allzu weit hinaus. Ich leide schon so lange, daß ich es als ein großes Glück betrachten werde, nur wieder ruhig weinen zu können; gegenwärtig wünsche ich mir gar kein anderes Glück.

»Adieu, mein Bruder, mein einziger Fruend! Merke Dir, daß mich trotz meines großen Unglücks doch noch ein größeres treffen könnte, wenn ich nemlich erführe, daß Du die Eingangs ausgesprochene Bitte unerfüllt gelassen, die Bitte, daß Du mit christlicher Resignation und der Selbstverläugung eines Soldaten die furchtbare Last tragen mögest, die Gott Dir auferlegt.

»Ich bleibe deine Schwester und Freundin

»Eliane O'Brien.«

»P. S. Unsere fromme Mutter hat mir noch heute Früh erzählt, was zwischen Dir und dem General Hoche vorgegangen ist und zwar an dem Tage, an welchem Du

deine Demission geben wolltest. Sie setzte alle ihre Hoffnung auf das damals von Dir abgelegte Versprechen.

»Nochmals, lebe wohl, mein Bruder! Ich flehe den Himmel an, alle seine Segnungen Dir zu schicken.«

Dieses Schreiben, dessen bei weitem größten Theil wir nicht mitgetheilt haben, weil er die Mittheilung von den dem Leser bereits bekannt gewordenen Ereignissen enthielt, wurde erst sehr spät am Tage beendigt.

Nachdem es Eliane überlesen und gesiegelt hatte, verließ sie ihr Zimmer, um Valery aufzusuchen, den wieder zu sehen ihr selbst dann noth gethan hätte, wenn sie nicht über die Reise mit ihm hätte sprechen müssen.

Vergebens suchte man ihn in seinem Zimmer und im ganzen Hause; man hörte erst dann auf, nach ihm zu forschen, als der Portier erklärte, er habe ihn gleich nach Ankunft des Fräuleins O'Brien fortgehen, aber noch nicht wieder kommen gesehen.

Alsogleich bildete sich die arme Eliane ein, daß Valery, obschon er ihr gesagt hatte, man könne nichts thun, um seine armen Gebieter zu retten, doch noch einige Hoffnung gehabt habe; sie dachte, er habe sich entfernt, um vielleicht noch einen letzten Versuch zu machen, von dem er wegen der Unsicherheit des Erfolges nicht im voraus hatte sprechen wollen.

In ihrer Zermalmtheit war dieser Gedanke nur eine Beunruhigung mehr neben ihrer Verzweiflung. Sie sagte sich, der arme Valery werde nichts durchsetzen, sich selbst aber so schwer compromittiren, daß ihn selbst seine Verwandtschaft mit Fouquier-Tinville nicht mehr werde retten können.

Von dieser, in mehr als einer Weise peinlichen Ungewißheit wurde sie bis Sonnenuntergang gequält.

Um diese Zeit befand sie sich eben in ihrem Zimmer, in welchem sie, von nagender Ungeduld verzehrt, mit großen Schritten auf und ab ging. Plötzlich ging die Thüre langsam auf; Valery oder vielmehr eine ihm gleichende, geisterähnliche Erscheinung trat ein.

Augenblicklich errieth sie Alles.

»Sie haben Sie sterben gesehen!« rief sie ihm entgegenstürzend aus.

»Ich habe, theures Fräulein, und kann nun sagen: der Schmerz tödtet nicht.«

»Todt, todt!« murmelte Eliane mit erloschener Stimme und wie erstarrt in ihrer Verzweiflung. »Ich wußte ja, daß es so kommen würde . . . ich habe ja nicht mehr gehofft . . . Und doch, doch! Ich hatte noch einen schwachen Hoffnungsschimmer übrig behalten . . . Jetzt aber und wenn das gesammte Frankreich sich zu ihrer Rettung erheben würde . . .«

»Das Gräßlichste dabei ist,« fiel Valery ein, »daß sie binnen wenigen Tagen hätten gerettet werden können . . . gerettet! Es wäre dem elenden Fouquier-Tinville ein Leichtes gewesen, uns diese wenigen Tage zu geben! Er aber, das Ungeheuer, er war es, der ihre Köpfe begehrte!«

»Und warum glauben Sie denn, daß sie hätten gerettet werden können?« fragte Eliane erschöpft.

»Weil Frankreich erwacht, meine theure Gebieterin!« versetzte Valery, dessen Schmerz sich noch zu verdoppeln schien, obwohl er bereits den höchsten Grad erreicht hatte. »Im Gerichtshof, wohin ich zuerst ging,« fuhr er weinend und schluchzend fort, »in den Stadttheilen, durch welche ich sodann einem Wahnsinnigen gleich lief, um den entsetzlichen Karren zuvorzukommen, auf denen sie dem Richtplatze

zugeführt wurden . . . rings um das Schaffot . . . überall . . . überall mit einem Worte hörte ich ein Murren der Entrüstung, dumpfe Drohungen, wüthende Flüche . . . Und wenn ich nun denke, daß dies vielleicht morgen zum Ausbruch kommen wird und heute nicht zum Ausbruch kam! Ja, Frankreich erwacht und bald wird es von seinen Tyrannen Rechenschaft für das von ihnen vergossene Blut fordern! Was aber, mein Gott, was kann uns daran gelegen seyn! Uns können sie Niemanden mehr tödten!«

»Um Gottes willen, sprechen Sie nicht so, guter Valery!« versetzte Eliane, die plötzlich wieder einige Energie erlangt zu haben schien; »Frankreichs Erwachen, wenn es wirklich erfolgt, wird noch viele kostbare Häupter retten. Wohl wird es mich immer schmerzen, daß dies so spät geschehen ist; denken Sie aber nur, daß wenn die Macht dieser Blutmenschen noch lange Zeit dauert, alles vernichtet werden würde, was bis jetzt noch ihrer Ausrottungspolitik entgangen ist. Die geschützteste Existenz würde vor ihrer Rachsucht, vor ihrer Wuth nicht mehr sicher seyn. Wir dürfen Gott nicht durch Selbstsucht beleidigen! . . . Lieber, muthiger Freund! Was haben Sie da wieder für eine Prüfung durchgemacht! Wie konnten Sie nur noch einen Erfolg hoffen? Wie leicht hätten Sie Ihr eigenes Leben gefährden können und Sie wissen doch, wie sehr ich Ihrer immer bedarf, wie unumgänglich nöthig Sie mir aber jetzt sind.«

»Hätte ich dies vergessen, so befände ich mich jetzt wahrscheinlich nicht hier, da mich einen Augenblick lang die Versuchung anwandelte, die vor die Karren gespannten Pferde aufzuhalten und einen Befreiungsruf auszustoßen, der vielleicht Anklang unter der Menge gefunden haben würde, die ich rings um mich her gleich dem Sturm beim bevorste-

henden Ungewitter brausen hörte . . . Aber ich gedachte, daß Sie, theure Gebieterin, meiner harrten, . . . daß Sie meiner zur Entsendung dieses Schreibens bedürften . . . und dann, um Ihnen Alles zu sagen . . . es waren soviel Soldaten dort; diese hätten die Verurtheilten gewiß eher zusammengehaut, ehe man zu ihnen hätte gelangen können; so sah ich denn das Thörichte meines Entschlusses ein und erstickte den mir auf der Zunge schwebenden Ruf: Gnade! Gnade! in Thränen und beschränkte mich darauf, den Wagen nachzufolgen, wie ich es bis dahin gethan hatte.«

»Sind Sie von ihnen gesehen worden?« fragte Eliane, die eifrig allen diesen schmerzlichen Einzelnheiten horchte.

»Ich glaube nicht, da sie fortwährend gegen Himmel blickten.«

»Aber im Gerichtshofe?«

»Dort hatten sie die Augen nur ihren Richtern zugewendet. Als ich mich unter die den Saal füllende Menge gedrängt hatte, war die Sitzung zeitweilig aufgehoben und man sprach mit leiser Stimme rings um mich her von nichts als dem Muthe, den die drei im Vorhinein Verurtheilten und nur der Form halber vor das Gericht gestellten Gefangenen an den Tag gelegt hatten. Ich errieth alsogleich, daß nur von ihnen die Rede war, weil Aller Blicke der Seite zugewendet waren, auf der sie saßen. Aufmerksam zuhörend vernahm ich, daß der Herr Vicomte eine wunderschöne Rede gehalten und mit einem »Es lebe der König!« geschlossen, daß er sich dann in die Arme des Marquis geworfen, daß sie beide dann »es lebe der König!« gerufen hätten, was ein solches Aufsehen im Saal verursacht hatte, daß die Richter bleich wurden und zu zittern anfingen, gleich zum

Tode verurtheilten Mördern. Die Leute, welche dies erzählten, bemerkten fast einstimmig, diese Scene habe der Schreckensherrschaft den Todesstoß gegeben . . .«

Hier hielt Valery einen Augenblick ein, erschöpft von der Anstrengung, die es ihn gekostet hatte, diese ersten Details mitzutheilen.

Er fuhr sodann fort:

»Als ich sah, daß man zum Verhör des letzten Angeklagten schreiten wollte, mischte ich mich unter das Gemenge von Männern, Frauen und Kindern, die im Hinausgehen zu einander sagten: Sie müssen Alle daran; schnell jetzt zur Barrière-du-Trône.«

»Wir eilten durch Seitengassen und zwar so schnell, daß uns die Karren erst am Eingang der Vorstadt Saint-Antoine einholten. Dort mußten sie im Schritt fahren, so zahlreich und dicht gedrängt war die Menge; dort kam mir auch der Gedanke, die Pferde bei den Köpfen zu fassen und anzuhalten. Meine armen Gebieter saßen neben einander, wie sie im Gerichtssaale neben einander gesessen waren; von Zeit zu Zeit wechselten sie einige Worte mit einander; sie schienen gar nicht zu bemerken, was rings um sie her vorging. Und doch hatte man sie, um sie ihres Muthes halber zu strafen, dazu verurtheilt, die Letzten sterben zu müssen.

»Wie, theures Fräulein, soll ich Ihnen nun erzählen, was sich weiter begab? dreißigmal fiel und erhob sich das Beil in ihrer unmittelbarsten Nähe! Bald floß das Blut bis zu ihren Füßen! Sie aber wendeten die Augen nicht ab, traten nicht entsetzt zurück . . . An der Bewegung ihrer Lippen sah man, daß sie beteten! Als man den Herrn Marquis wegführte, wendete sich Frau von Estagnol ihrem

Sohne zu; sie sprachen mit einander, bis zu dem Momente, in welchem man sie ebenfalls holte. Herr Roland mußte der Letzte sterben . . . abermals rief er: »Es lebe der König!« während die Henkersknechte ihn fest banden . . . Nie wird man Aehnliches wieder sehen!«

»Welch' ein Muth!« rief Eliane, die ihren Schmerz einen Augenblick über der Bewunderung vergaß, welche sie dem heroischen Tode ihrer theuern Verwandten zollte. »Valery,« fügte sie hinzu, »all' das werden Sie Robert erzählen müssen, doch nicht gleich im ersten Momente des Wiedersehens. Sie werden warten, bis er meinen Brief gelesen und Ihnen versprochen haben wird, sich in sein Unglück zu ergeben, wie Sie es ebenfalls thun sollen, wie Sie das Recht haben, von ihm zu verlangen. Um wie viel Uhr sind sie gestorben?«

»Gleich nach vier Uhr.«

»Jetzt ist acht Uhr vorüber; in der Zwischenzeit muß Ihnen wohl Unangenehmes begegnet seyn?«

»Nein, liebes Fräulein. Ich folgte dem Todtenwagen, wie ich den Karren nachgefolgt war. Ich war nun nicht mehr von unbarmherzigen Soldaten, sondern von brutalen Trunkenbolden umgeben, die den Leichnam Ihres Vaters um einige Sous verkauft haben würden. So wurde es mir möglich die theuern Reste auf dem Kirchhof nochmals zu sehen, zu verhindern, daß sie nicht profanirt, nicht geschändet wurden; einige Andenken zu sammeln, die ich Ihnen überbringe; einen Platz endlich zu ermitteln, an welchem sie nun neben einander ruhen.«

»Ach! mein Freund! Sie haben da eine große, heilige, schöne Handlung verübt! Kein zweites Herz gleicht

mehr dem Ihrigen! Ihrer muthigen Selbstverläugnung werde ich also das Glück verdanken, auf ihrem Grabe beten zu können! Dank, tausend Dank!«

Eliane, die nicht mehr wußte, wie sie diesem Manne, der so heldenmüthige Treue an den Tag gelegt hatte, danken sollte, schloß ihn in ihre Arme, als wenn er ihr Vater gewesen wäre.

Er nahm diesen rührenden Ausdruck der Liebe dankbar, aber ohne Verwunderung entgegen, obwohl er ihn nicht verdient zu haben glaubte, dann fuhr er fort:

»Ich verließ sie erst dann, als es keinem Blicke mehr möglich war, bis zu ihnen dringen zu können und nachdem ich zuvor versprochen hatte, die Kleider der Leichen mit dem zehnfachen Werthe bezahlen zu wollen, falls ich ihre Gräber nach einigen Tagen noch unberührt finden würde. Jetzt, theure Gebieterin, nehmen Sie diese Gegenstände, einen Siegelring des Herrn Marquis und die Haarkette, welche die Frau Marquise immer zu tragen pflegte... sie ist nicht mehr ganz, weil... Sie errathen... kurz, ich habe Sie an dem Mäntelchen der Frau Marquise klebend gefunden.«

Eliane warf sich auf diese kostbaren Gegenstände und drückte sie zu wiederholten Malen mit schmerzlichem Entzücken an ihre Lippen.

Die durch das Beil des Henkers getrennte Kette war aus den Haaren des armen, verwaisten Mädchens und Roberts, als beide noch Kinder gewesen, geflochten worden. Die Marquise hatte sie im Leben nie abgelegt.

Welch Vorzeichen für die Zukunft, wenn Eliane in diesem Augenblicke im Stande gewesen wäre, der Zukunft zu gedenken!

Ihr frommes Gemüth wendete sich ohne Zögern einer andern Richtung zu. Ihr Geist sagte ihr, in der herzzerreißenden Erzählung Valery's, so wie in Allem, was ihr an dem heutigen entsetzlichen Tage begegnet, seyen doch einige tröstende Einzelnheiten enthalten. Der Muth, der in steter Zunahme die Opfer bis zur Vollendung ihres Märtyrerthums aufrecht gehalten hatte; die abgesonderte Gruft, die ihnen in einer Zeit geworden war, in der es nicht minder Gefahr brachte, die Todten zu ehren, als sich für verdächtig gewordene Lebende zu interessiren, diese in wunderbarer Weise dem Chaos der Guillotine entrissene Andenken: alles dieß verminderte zwar Elianens Schmerz nicht im mindesten, milderte aber doch seine Bitterkeit einigermaßen; das fromme Kind wurde dessen bald an der Häufigkeit inne, mit der seine Thränen neuerdings zu fließen begannen. Dies war übrigens die einzige Erleichterung, der ihre Seele lange Zeit hierdurch theilhaftig werden konnte; wenn man sich alles zurückruft, was sie seit vierundzwanzig Stunden zu leiden gehabt, so könnte man sich vielleicht wundern, daß ihr diese Erleichterung so schnell zu Theil geworden, müßte man nicht mit ihr erkennen, daß Gott sie sichtlich in ihren Lieben, obwohl er sie ihrer Zärtlichkeit sammt und sonders genommen, beschützt hatte.

In Folge der Milderung ihrer Verzweiflung vermochte sie auch bald mit Valery von der Reise zu sprechen, die gewissermaßen ein Vermächtniß der Marquise war und der sie selbst eine große Wichtigkeit namentlich seit der Abfassung ihres Schreibens beilegte, in welchem sie sich die Gefahren ausgemalt hatte, denen der theure Mensch, dem sie schrieb, ausgesetzt seyn mußte, wenn sich unglücklicher

Weise der Geist der Rache und Empörung seiner bei der Nachricht von den erlittenen Verlusten bemächtigen sollte.

Sie kamen überein, daß Valery mit Tagesanbruch per Post abreisen und ohne Aufenthalt den kürzesten Weg nach Speier und Landau einschlagen sollte.

Von General Hoche, den er noch am Morgen im Gefängnisse um Auskünfte befragt hatte, war ihm gesagt worden, daß seine Armee, deren Oberbefehl anstatt seiner mittlerweile sein Freund, General Marceau, gleich nach seiner Verhaftung übernommen hatte, zwischen diesen beiden Städten manövriren müßte; es wäre jedoch auch möglich, daß sie dem von Saint-Just gegebenen Auftrage zu Folge bereits über den Rhein gegangen wäre.

»Wenn dieser Uebergang,« hatte Hoche hinzugefügt, »statt gefunden hat, so wird Ihre Reise deswegen nicht viel länger seyn; die Oesterreicher haben nemlich bedeutende Streitkräfte aufgestellt und so werden die Franzosen erst dann schneller in Deutschland vorrücken können, wenn eine gewonnene Schlacht das Terrain vor ihnen frei gemacht haben wird.«

Nachdem der Reiseplan festgestellt war, erübrigte Elianen noch, Valery mit dem Gedanken vertraut zu machen, der dem Schreiben, das er Robert überbringen sollte, zu Grunde lag. Es gelang ihr ohne große Schwierigkeit, da das Gemüth, auf welches sie wirken wollte, von zärtlicher Fürsorge gleich dem ihrigen erfüllt war. Wie Eliane, fürchtete Valery nichts so sehr, als eine im ersten Momente der Verzweiflung gegebene Demission; ein so übereilter

Schritt hätte den jungen, durch nichts mehr beschützten Oberst unfehlbar zur Beute des haßerfüllten Grolles jenes Ungeheuers gemacht, dessen Zorn er schon einmal getrotzt hatte. Der kluge, treue Diener versprach demnach mit allem Eifer dahin wirken zu wollen, daß diese Unbesonnenheit nicht statt finden könne; als er sich über die Art und Weise aussprach, in der er sich zu diesem Behufe benehmen würde, entschlüpften ihm einige jener tief empfundenen Worte, die immer auf eine schöne Seele wirken; Eliane war nun überzeugt, daß Roberts Gemüth in dem von ihr gewünschten Sinne angeregt werden müßte, sobald man dergestalt zu ihm sprechen würde.

Obwohl nun Valery und sie schnell über alle Einzelnheiten einig geworden, so besprachen sie doch jeden einzelnen Umstand zu wiederholten Malen. Sie glaubten einander stets neue Ideen mittheilen zu können und drehten sich doch immer in demselben Gedankenkreise herum.

Als später am Abende Frau von Lienhart zu ihnen kam, wollten sie sie natürlich von allem dem in Kenntniß setzen, was sie beschlossen hatten, was für sie ein abermaliger Anlaß war, Alles nochmal zu besprechen. Frau von Lienhart gab zu allem ihre Zustimmung und konnte, so gern sie auch gewollt hätte, nichts hinzufügen.

Es war fast Mitternacht, als Valery, dem nur mehr einige Stunden übrig blieben, um alles zur Reise vorzubereiten, Abschied von seiner jungen Gebieterin nahm. Sie richtete noch folgende Worte an ihn, nachdem er zuvor ihre Hand geküßt hatte:

»Mein Freund! Ich anvertraue Ihnen das theuerste

Interesse meiner armen Mutter! Möge Gott Sie beschützen und begeistern! Leben Sie wohl. Ich fühle jetzt schon die Ungeduld, mit der ich Sie wiederzusehen wünschen werde; nichtsdestoweniger beschwöre ich Sie, am Zielpunkt Ihrer Reise so lange zu bleiben, als es nöthig seyn sollte. Lieber will ich durch die Erwartung leiden als durch eine Nachricht, die mir unvollständig erscheinen würde, weil Hoffnung einem Herzen, das gebrochen wie das meinige ist, nicht mehr genügen kann. Nochmals, leben Sie wohl... Sie können überzeugt seyn, daß meine Gedanken zu jeder Tagesstunde mit Ihnen seyn werden. Schonen Sie auch Ihre theure Gesundheit.«

Nach Valery's Entfernung schieden Frau von Lienhart und Eliane nicht sogleich von einander; dies wäre geschehen, falls die arme Waise im Zimmer ihrer Tante, nicht aber diese sich im Gemach ihrer Nichte befunden hätte. Demnach blieben sie längere Zeit beisammen; Eliane, die es zuerst vielleicht vorgezogen hätte, allein zu seyn, hielt später selbst Frau von Lienhart zurück, als diese sich unter dem Vorwande, daß ihre Nichte einiger Stunden der Ruhe bedürfe, zurückziehen wollte.

Ohne je von der Marquise ins Vertrauen gezogen worden zu seyn, hatte die treffliche Frau an der Fürsorge Elianens für ihren jungen Cousin das Geheimniß ihrer Liebe entdeckt. Trotz ihres hohen Alters besaß sie noch genug wirkliche Gefühlswärme, wußte sie, trotz der Zeit, in der sie geliebt hatte, hinlänglich, welch zarter Schonung eine gewisse Gattung von Zuneigung bedarf, als daß sie sich hätte erlauben sollen, vorschnell oder hinterlistig in

die Geheimnisse dieser glühenden, reinen Seele einzudringen, die sich die eigentliche Natur ihrer Zuneigung vielleicht selbst sorgfältig verbarg. Sie erblickte aber in dieser vom Zufall herbeigeführten Entdeckung ein Mittel, um einigen Balsam in die Wunden ihrer jungen Mündel träufeln zu können; sie beschloß daher bei ihr zu bleiben und den Versuch dazu anzustellen, so lange Eliane noch unter der Nachwirkung der letzten Aufregung lebte.

Sie begann damit, daß sie ihr neuerdings von ihren theuern Verwandten sprach; als ihr Eliane von den letzten Beweisen der Selbstverläugnung Valery's erzählt hatte, weinte sie, so wie vor einigen Stunden, Thränen schmerzlicher Rührung mit ihr und schloß sie enge an ihre Brust. Dann erging sie sich in Ausdrücken der Bewunderung über den Muth der edlen Opfer, über den Trost, den das Zusammensterben ihnen gewähren mußte, über die Gräuel ihrer Hinrichtung. Nachdem sie Eliane unmerklich dahin gebracht hatte, zuzugeben, daß Frau von Estagnol, deren Constitution durch eine frühzeitig traurige Lebensweise untergraben war, nur eine traurige Existenz geführt haben würde, falls sie ihren Gatten, ihren Sohn auf dem Schaffot verloren und dann noch einige Jahre gelebt hätte, flocht sie in ganz natürlicher Weise Roberts Namen ins Gespräch ein. Sie ließ zuerst nur ein flüchtiges Wort über ihn fallen, indem sie bemerkte, seine Mutter habe ihn erzogen und mit allen Tugenden ausgestattet; sie kam aber fortwährend auf diesen Gegenstand zurück, der sie bald ausschließlich beschäftigte. Sie lobte seinen Charakter, der in jener Lebensperiode bereits so fest war, in welcher die bestbegabten jungen Leute nur an ihre Vergnügungen denken; sie erinnerte an

die Mäßigung und den Muth, den er bei Ereignissen beurkundet hatte, bei denen die Wenigsten makellos geblieben; was den Entschluß anbelangte, nicht aufzuhören, Frankreich zu dienen, so entehrt es auch durch die Revolution war, so lobte ihn Frau von Lienhart mit einer an Enthusiasmus grenzenden Rührung. Nichts konnte aufrichtiger gemeint seyn, als alle diese Lobeserhebungen; die letzte war es in vielleicht noch höherem Grade, als alle frühern, weil die gute Dame nicht emigrirt war; da ihr ihr Gewissen ihr dieses bisweilen zum Vorwurf machte, so erblickte sie, ohne sich selbst dessen bewußt zu werden, in dem Verfahren des jungen, zum Obersten in einem republikanischen Regimente gewordenen Edelmanns eine Art von Rechtfertigung ihres eigenen Thuns; selbst in höher gestellten Naturen behauptet die menschliche Schwäche immer ihr Recht.

Obwohl Eliane sich recht gut bewußt war, Robert mehr zu loben, als es vernünftiger Weise in ihren Verhältnissen gestattet war, so hielt sie sich doch nicht zum Schweigen verpflichtet, als sich ein so günstiger Anlaß darbot, von ihm alles nur erdenkliche Gute zu sagen. Darum erzählte sie auch ihrer alten Verwandten eine Menge von Zügen aus der Kindheit und Jugend ihres Cousins, Züge, um die bisher Niemand, als sie und die Marquise gewußt hatten. Sie hörte nicht zu weinen auf bei diesen Mittheilungen, in denen der Name ihrer Adoptivmutter jeden Augenblick wiederkehrte; man konnte aber mit Leichtigkeit bemerken, daß die Thränen ihr eine Art von Erleichterung gewährten, daß ihr Schmerz unter dem Einflusse dieses bis in die späte Nacht fortdauernden Gespräches milder wurde.

Als Frau von Lienhart das erste Morgengrauen durch

die Scheiben leuchten sah, bemerkte sie, die Stunde ein wenig zu ruhen, sey doch endlich gekommen; an der Art und Weise, in der Eliane sie umarmte, erkannte sie, sie habe ihr das einzige wohlthätige Gefühl verschafft, dessen sie in diesem Augenblicke noch fähig war.

Ende des vierten Theiles.

Gedruckt bei Leopold Sommer in Wien.